



Wöchentlich Eine Nummer.
Preis vierteljährlich 2 Marl.

№ 31.

Alle 14 Tage Ein Heft.
Preis 35 Pfennig pro Heft.

Graf Petöfy.

Roman
von

Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)



Zwölftes Kapitel.

Als der Graf sich erhoben und in herzlicher Weise verabschiedet hatte, trat Franziska vom Sopha her an's Fenster. Die frisch eindringende Luft that ihr wohl, und sie setzte sich an die Brüstung und sah auf das Straßentreiben.

Aber an ihrem inneren Auge zogen sehr andere Bilder vorüber: ein Schloß und ein See, Freitreppen und Korridore, Jagdzüge, Wald und Steppen und dazu Kavaliere mit ihren Damen, die flüsteren und lachen. Und ihre Blicke maßen sich, und sie begegnete dem Hochmuth, den man für sie hatte, mit gleich hochmüthiger Miene.

Sie hing solchen Bildern noch nach, als Hannah von der Thür her auf sie zukam, ihr zutraulich das Haar zurückstreichend und dann sagte: „So soll es nun also doch sein.“

„Hast Du gehorcht?“

„Nein. Ich horche nie. Mein Vater selig litt es nicht und sagte, das sei von den kleinen Sünden eine der großen. Was nicht für Einen gesprochen wird, das darf man auch nicht hören und wissen wollen. Ich sah den Grafen, als er ging, und las es ihm von der Stirn.“

„Und was sagst Du?“

„Ja, Fränzl, was soll ich sagen?“

„Alles, was Du denkst.“

„Nun, ich denke vielerlei.“

„Halte mit nichts zurück. Daß Du's nicht billigst, das seh' ich, und so kannst Du gleich mit dem ‚Warum‘ anfangen. Oder sind der Gründe so viele?“

„Ja, viele sind es, Fränzl.“

„Offen gestanden, das ist mir lieb; denn viele sind nicht so schlimm wie einer. Viele bringen sich unter einander um, und was dann übrig bleibt, bedeutet nicht viel. Also nenne sie nur; je mehr, je besser.“

„Er ist alt und Du bist jung.“

„Gut.“

„Er ist ungrisch-wienerisch und Du bist preussisch-pommerisch.“

„Gut.“

„Er ist katholisch und Du bist protestantisch.“

„Gut.“

„Er ist ein Graf und Du bist eine Schauspielerin.“

Franziska nickte. „Wohl, Hannah, Alles wahr. Aber zuletzt trifft doch das zu, was ich Dir eben schon gesagt habe. Sage selbst. Er ist gerade Wiener genug, um den Katholiken, und auch wieder Ungar genug, um den Wiener in Ordnung zu halten. Und so bleibt denn wirklich nichts übrig als ein alter Graf und eine junge Schauspielerin.“

„Und glaubst Du, daß die gut zu einander passen?“

„Ich will es nicht als Regel aufstellen. Aber es gibt Ausnahmen, und unter den Ausnahmen ist es eine der gewöhnlichsten und der zulässigsten. Und erklärt sich auch. Im Allgemeinen, darin hast Du

ja Recht, gehört zu einem Grafen eine Gräfin; wer wollte das bestreiten? Aber wenn es keine Gräfin sein kann, so kommt nach der Gräfin gleich die Schauspielerin, weil sie, Dir darf ich das sagen, der Gräfin am nächsten steht. Denn worauf kommt es in der sogenannten Obersicht an? Doch immer nur darauf, daß man eine Schleppe tragen und einen Handschuh mit einigem Chit aus- und anziehen kann. Und sieh', das gerade lernen wir aus dem Grunde. So Vieles im Leben ist ohnehin nur Komödienspiel, und wer dieß Spiel mit all' seinen großen und kleinen Künsten schon von Metier wegen kennt, der hat einen Paß vor den Andern voraus und überträgt es leicht von der Bühne her in's Leben."

"Ich will es gelten lassen, Fränzl. Aber dann bleibt immer noch alt und jung."

"Hältst Du das für so schlimm?"

"Nein. Oder wenigstens nicht immer. Ich könnt' es. Aber man muß seiner sicher sein."

"Ich glaube, meiner sicher zu sein. Und über diesen Punkt, über den ich jetzt so viel hören muß, auch von Dir, muß ich Dir 'mal ein ernstes Wort sagen. Aber Du mußt auch aufmerksam sein. Denn ich weiß wohl, wenn Dir etwas nicht paßt, so hast Du Wachs in den Ohren und antwortest, ohne gehört zu haben."

"Sprich nur; ich höre schon."

"Ob ich meiner sicher sei! Ja, liebe Hannah, wer ist schließlich seiner sicher, ganz sicher? Aber sicher oder nicht, Du darfst mir nicht immer mit Betrachtungen und einer Angst und Sorge kommen, als ob ich Sechzehn wäre, mit anderen Worten also, Du darfst nicht sprechen, gerade Du nicht, als ob ich wenn nicht direkt in Passionen steckte, so sie doch jeden Tag zu gewärtigen hätte. Du mußt schließlich am besten wissen, wie's steht. Oder müßtest es wenigstens wissen. Ein- für allemal also, ich habe keine großen Passionen, ganz gewiß nicht, und wenn ich sie vor Jahr und Tag vielleicht hatte — vielleicht sag' ich, denn ich habe nicht Lust und Muth, jedes Bagatelgefühl für eine große Passion auszugeben — so liegen sie hinter mir."

"Du mußt Dich nicht so hineinreden, Franziska; das zeigt nur, daß ich doch vielleicht Recht habe. Wenn aber auch nicht, denn wer sieht in's Herz, so hab' ich doch in dem Einen Recht, um das sich's hier überhaupt nur handelt. Es ist etwas mit dem Jung und Alt, und dabei bleibt es. Und nun gar in der Ehe."

"Gewiß ist es 'was damit. Aber aus einem ganz andern Grunde, wie Du glaubst."

"Und der wäre?"

"Weil die Jahre, wenn sie doppelt und dreifach auftreten, auch das Maß der Unfreiheit verdoppeln und verdreifachen, jener Unfreiheit, in die man sich ohnehin in jeder Ehe begibt. Und da liegt es. Nur da. Früher, als ich noch in meines Vaters Hause war, hab' ich viele Traureden mit angehört, und immer war es dasselbe Thema: 'Begrabt euer eigen Ich.' Immer Unterordnung, immer Opfer um des Andern willen. Davor, meine liebe Hannah, erschreck' ich. Zu dem Grafen könnt' ich in diesem Sinn nicht sprechen und sprach ihm deshalb von Krän-

zungen und Nadelstichen, die meiner vielleicht harren würden und gewiß auch harren werden, aber der eigentliche Grund ist doch der, den ich Dir eben genannt habe, die Freiheitsfrage. Jetzt beherrscht' ich ihn. Ob ich ihn als Gräfin auch noch beherrschen werde, dünkt mir zweifelhaft, ohne daß ich deshalb an einen Oger oder Blaubart denke. Durchaus nicht. Er ist innerlich viel zu fein und vornehm und nebenher auch viel zu sehr von mir eingenommen, um jemals den launenhaften Tyrannen zu spielen; er wird mir immer zuliebe leben und meine Wünsche belauschen und erfüllen. Aber je mehr er das thut, je weniger frei werd' ich sein und mich auch meinerseits schicken müssen. Ich weiß wohl, daß man das soll. Aber ob ich's auch immer können werde? Nimm eine Kleinigkeit. Du weißt, ich liebe Nelken, und hätt' ich mir nicht eben erst all' und jede Passion abgesprochen, so hätt' ich nicht übel Lust, mir eine regelrechte Nelkenpassion zuzuschreiben. Und nun stelle Dir vor, daß er vielleicht Nelken nicht leiden oder wenigstens den Geruch davon nicht ertragen kann. Was würde geschehen? Ich würde natürlich sofort auf meine Lieblingsblume verzichten, aber doch zugleich auch den Wunsch und das Verlangen darnach nie mehr los werden. Und so könnt' es sich ereignen, daß ich aus Sehnsucht nach einer Blume krank und unglücklich würde. Lache nicht, solche Thorheiten kommen vor. Alles in Allem, ich bin zu lange meinen eigenen Weg gegangen; Unterordnung und Ehe sind immer schwer, aber sie werden schwerer, wenn zu der eherrlichen Autorität auch noch die der Jahre kommt."

"Und warum willst Du's, wenn Du so denkst? Warum thust Du's?"

"Weil unser Herz ein komplizirtes Ding ist, ein Ding mit vielen und oft widersprechenden Wünschen, und weil die Freiheit, so hoch ich sie stelle, doch schließlich nicht Alles in der Welt bedeutet. Es gibt eben auch Anderes noch, Dinge, die gelegentlich noch mehr bedeuten oder wenigstens bedeuten können."

"Ja, bei gewöhnlichen Leuten."

"Auch bei sehr nicht-gewöhnlichen. Umgekehrt; je höher hinauf, je mehr hab' ich Recht. Oder glaubst Du beispielsweise, daß es leicht sei, der Freund eines Prinzen oder Erzherzogs zu sein? Du schüttelst den Kopf. Nun gut, also nicht leicht. Und nun sieh' Dir den Grafen Pejevic an, den Du ja kennst und gern hast und der mir ganz wundervoll hieher paßt, wie gerufen. Wie steht es nun mit dem Grafen? Er ist ein großer Magnatensohn, einer der Allerreichsten und Bornehmsten, also natürlich auch der Freiesten, und wenn er auf seine Güter geht, so kauft ihm Alles den Rockschuß und, wenn er will, auch die Steigbügel. Und doch ist er hier und spielt den Erzherzogsadjutanten und Galopin. Und warum das Alles? Einfach, weil die Abhängigkeit von einem Erzherzog ihm schließlich doch noch mehr bedeutet als seine ganze Magnatenfreiheit, Rockschuß- und Steigbügelkuß mit eingeschlossen. Und ähnlich ergeht es mir. Offen gestanden, ich hätt' es vor Kurzem noch nicht gedacht und mich anders tagirt. Aber tritt erst 'mal die Versuchung an uns heran, so merken wir bald, daß wir nicht anders sind als Andere; die Weltlust reißt uns hin und nicht zum

wenigsten der Ehrgeiz. Ja, der Ehrgeiz ist ein großer Versucher.“

„Aber nicht der größte.“

„Welcher andere?“

„Sag' es Dir selbst.“

In diesem Augenblick hörten Beide, daß draußen die Glocke gezogen wurde, zweimal, aber nicht stark, und Hannah ging, um nachzusehen. Ein Diener gab ohne weitere Bemerkung ein Bouquet ab, in das eine Karte gesteckt war. Auf der Karte selbst aber stand: „Egon Graf Asperg.“

Franziska wurde roth. Wußte der junge Graf schon von dem Geschehenen? Oder war es ein Spiel des Zufalls?

Dreizehntes Kapitel.

Die Nachricht von einer stattgehabten Verlobung zwischen dem Grafen und Franziska machte viel von sich reden; als aber einen Monat später erst in der Augustiner- und dann in der protestantischen Kirche der Gumpendorferstraße die Doppeltrauung stattgefunden hatte, beruhigte man sich um so rascher, als Alles, was von medianten Bonmots in Kurs gesetzt werden konnte, schon in den Tagen vorher verausgabt worden war. Unter allen Umständen kam nichts davon zur Kenntniß des gräßlichen Paares, das sich unmittelbar nach der Trauung, nur in Begleitung von Andras und Josephinen, einem neu engagirten und echt wienerischen Kammermädchen, zu mehrwöchentlichem Aufenthalte nach Oberitalien begeben hatte. Von dort aus sollte dann die Rückreise direkt nach Schloß Arpa hin angetreten werden, wohin Hannah in Begleitung einiger anderen Dienerschaften schon gleich nach der Hochzeit aufgebrochen war. Franziska hatte sich schwer von ihr getrennt, aber gerade bei der Vertraulichkeit, die zwischen ihnen herrschte, diese Trennung doch auch wieder als nöthig angesehen.

Der Aufenthalt in Oberitalien begann am Gardasee, woran sich dann ein Besuch von Venedig schloß, von Venedig, das Franziska noch viel schöner fand, als sie gedacht und geträumt hatte. Nichtsdestoweniger war sie, nachdem sie zehn Tage lang alles Gefrorene durchgekostet und eine Legion von Erbsendüiten an die Markusplatztauben verfüttert hatte, am elften Tage froh, den Aufenthalt abgebrochen zu sehen, und zwar um so mehr, als der Graf Willens war, auf der Rückreise noch Etappen zu machen, vor Allem in Verona, das vor länger als einem halben Jahrhundert sein Garnisonsort und der Schauplatz seiner ersten Triumphe gewesen war. Franziska hatte lachend eingewilligt, aber doch nur unter dem Zugeständniß, daß ihr das Haus und Grab der Julia Capulet gezeigt werde, „weil Liebesgeschichten mit tragischem Ausgange nun 'mal ihre Passion seien“. Und nach diesem Programm war die Rückfahrt auch wirklich angetreten und ausgeführt worden, erst in kleinen, oft unterbrochenen Tagereisen, bis man endlich, von Station Vogen aus den Gilzug benützend, in zwölfstündiger Fahrt die Südspitze des großen Arpasees erreicht hatte. Hier an der Südspitze lag Nagy-Basar, ein Flecken, von dem aus dreimal täglich ein Dampfschiff bis zu dem am Nord-

ufer des Sees und zugleich zu Füßen von Schloß Arpa gelegenen Städtchen Szegenihaza ging.

Das Schiff hatte sich eben in Bewegung gesetzt, denn die Abfahrtszeit, zwei Uhr, war schon vorüber; als aber der auf seiner Kommandobrücke stehende Kapitän des Schiffes des Grafen ansichtig wurde, gab er Contredampf, legte noch einmal an und empfing respektvoll die Herrschaften. Franziska sah auf der Stelle, wie beliebt der Graf war und welches Ansehen er bei Hoch und Niedrig genoß.

Es war ein glühheißer Tag, aber das aufgespannte Zeltbad und mehr noch der Wind, der ging, ließen die Hitze nicht unangenehm empfinden. Am wenigsten empfand sie Franziska, die nicht müde wurde, die prächtigen Bilder, die der See bot, in sich aufzunehmen. Wohl war der Gardasee schöner gewesen, aber Alles interessirte sie hier mehr, weil sie berufen war, zu dem Allem in eine nähere Beziehung zu treten. Der alte Graf las nicht eigentlich, was in ihrer Seele vorging, aber er freute sich doch lebhaft ihrer aufrichtigen und ganz unverkennbaren Theilnahme.

„Nun glaub' ich,“ hob er an, „wird es an der Zeit für mich sein, den Cicero zu machen. Sieh', das da drüben ist Szent-Görgen. Und dieß hier unten am Abhang mit den zwei Windmühlen, das ist Mihalfalva.“

„Mihalfalva! Wie schön das klingt!“

„Und ist doch das Profaischte von der Welt. Was meinst Du wohl, was sich hinter diesem Mihalfalva verbirgt? Mihalfalva heißt Michelsdorf. Alles hier herum ist falva, sehr natürlich, denn falva heißt Dorf. Und damit hast Du den Schlüssel, der Dir den ganzen poetischen Zauber aufschließt. Das da mit dem Schindelhurm ist Zwanifalva. Wundervoll, denkst Du. Nicht wahr? Aber bei Lichte besehen heißt es Hansdorf.“

Unter allerlei Fragen, die Franziska that, wurde der Graf immer beredter und begleitete die Namen der umherliegenden Dörfer und Städte bald auch mit Anekdoten, unter denen einige nicht nur pikant genug, sondern auch ganz darauf berechnet waren, Franziska die Gesellschaftskreise kennen zu lernen, in die sie nun binnen Kurzem eintreten sollte.

Gegen Sechß legte das Dampfschiff an der weit vorgebauten Landungsbrücke von Szegenihaza an, das Endstation und für die Nordhälfte des Sees genau dasselbe wie Nagy-Basar für die Südhälfte war. Etwas landeinwärts erhob sich Schloß Arpa steil und mächtig und überblickte den See.

„Sieh',“ sagte der Graf und wies hinauf.

Andras und Josephine blieben des Gepäcks halber zurück, und in einem leichten Korbwagen, dessen Trittbrett sich nur handhoch über der Erde befand, fuhren jetzt Graf und Gräfin von der Landungsbrücke her auf das Schloß zu. Die Sonne stand hinter einem alten, halb abgebrochenen Steinturm, an dem anscheinend zwei nach außen hin an einem Balken oder einer Welle hängende Glocken gezogen wurden und sich schattenhaft hin und her bewegten, während ihr immer mächtiger werdender Klang die Luft erfüllte. Der Weg war wie eine Lemme, zu beiden Seiten stand der Mais über manns hoch und

dazwischen behuten sich große Beete mit Wassermelonen, die durch einen vom Schloßberg herabkommenden Bach bewässert wurden. Im Fluge ging es daran vorüber, die kleinen Pferde schüttelten ihre Mähnen, und in das tiefe Geläut der Glocken klang der Ton ihrer Glöckchen.

Aber nun kam die Steigung und die Pferde fielen wie von selbst aus dem Trab in den Schritt. Auch das Läuten oben wurde schwächer und schwieg endlich ganz, so daß der Graf den Kutscher auf Ungriß fragte, was es sei. Bevor dieser aber antworten konnte, begann das Läuten wieder; es waren indeß nicht zwei Glocken mehr, die gingen, sondern nur eine.

Franziska ihrerseits hatte bei der Fülle von Bildern, die sich ihr boten, des Zwischenfalles nicht Acht. Alle hundert Schritte waren Laubguirlanden gezogen, an denen die Petöfy'schen Farben flatterten, und auf einzelnen Felsvorsprüngen standen Männer und Frauen und schwenkten ihre Tücher und Hüte. So kamen sie bis an das Thor und fuhren unter seinem Wappenstein fort in den Schloßhof ein.

Der Graf sprang aus dem Wagen, bot Franziska den Arm und führte sie von der Rampe her in die große dunkle Flurhalle. Hier hatten zahlreiche Dienerschaften Spalier gebildet und grüßten und knigten, während Graf und Gräfin an ihnen vorüber in den oberen Stock hinaufstiegen, in dem eine Reihe Zimmer für Franziska hergerichtet war. Der Graf, wie wenn sie sein Gast gewesen wäre, verneigte sich vor der Entréethür und sagte mit einem ihm sonst uneigenen Ernste: „Gesegnet sei Dein Ein- und Ausgang! . . . Ich schicke Dir nun Hannah . . . Sie hat sich, seh' ich, nicht vordrängen wollen, aber Du wirst ihrer bedürfen.“ Und nach diesen Worten empfahl er sich und ging in das Erdgeschos zurück, wo die von ihm bewohnten Räume gerade unter den übrigen lagen.

In Franziska's Zimmer dämmerte das Licht des scheidenden Tages. Was sie zunächst sah, war ein Muttergottesbild über ihrem Schreibtisch. Es gab ihr im ersten Augenblick einen Schreck, und als Hannah gleich darnach eintrat, ging sie rasch auf diese zu und umarmte sie.

Hannah ihrerseits machte sich los, um ihrer Freundin, die sie jetzt verlegen und doch zugleich auch mit einem Anfluge von Schelmerei „ihre liebe Gräfin“ nannte, die Hand zu küssen. Aber Franziska schloß ihr den Mund und sagte: „Was Gräfin! Gräfin bin ich vor den Leuten. Hier bin ich Deine Franziska. Wie's war, so bleibt es . . . Gott, liebe, liebe Hannah, wie Du mir gefehlt hast! Jede Stunde. Sieh', der Graf ist so gut gegen mich, zu gut . . . Aber erst nimm mir den Mantel ab und dieß noch, und nun gib mir ein Glas Wasser, damit will ich anfangen im schönen Ungarland. Ich bin so bekommen, so verschmachtet . . . so, das hat mich erquickt . . . verschmachtet von der Hitze, von dem vielen Sehen und der Aufregung und Fremdheit. Sieh' doch nur.“ Und sie wies auf das Muttergottesbild.

„Ich muß' es lassen, Fränzl, und auch den Rosenkranz, den sie dem kleinen Christus über den Arm gehängt haben. Aber das große weiße Lilien-

bouquet, das drunter stand, das hab' ich dem alten Gärtner wieder abdisputirt und ihm gesagt, die Gräfin kriegen Kopfsweh.“

„Da hast Du recht gethan. Und nun geh' vor- auf und zeige mir die Räume, darin ich wohnen soll.“

Es waren nur wenige Zimmer. An das Wohnzimmer, darin sich Beide zunächst befanden, schloß sich ein Toiletten- und Schlafzimmer. Dann aber kam ein Treppchen, nur drei, vier Stufen, das zu Hannah's Geläß, einem eingebauten Ofen, hinaufführte.

„Das ist nun also mein neues Heim,“ sagte Franziska. „Weißt Du, Hannah, es gefällt mir und gefällt mir auch namentlich um deßhalb, weil es nicht größer ist, als es ist; nicht so endlos. Und nun zeige mir auch, was wir nach der andern Seite hin haben. Oder sage mir's wenigstens.“

„Da haben wir erst den Saal mit dem großen Balkon und hinter dem Saal ein Billardzimmer und die Bibliothek. Und hinter der Bibliothek die Bildergalerie.“

Hier wurde Hannah durch das Eintreten eines alten und kränklich aussehenden Dieners unterbrochen, der mit vieler Förmlichkeit meldete, daß der Graf die Frau Gräfin erwarte, so's der Frau Gräfin genehm sei . . . Auf der Veranda.

„Wer war der Alte?“ fragte Franziska.

„Das war Herr Koloman Czagy, des Grafen erster Kammerdiener. Er kränkelt seit einiger Zeit und war deßhalb letzten Winter nicht mit in Wien, sonst hätten wir seine Bekanntschaft schon früher machen müssen. Ja, Herr Koloman ist mit dem Grafen jung gewesen und gilt fast noch mehr als der Andras.“

„Ah, ich versteh'. Aber unter allen Umständen will ich den Grafen, seinen Herrn, nicht warten lassen. Arrangire mir nur das Haar ein wenig, es ist so zerzaust vom Wind, und erzähle mir dabei. Du mußt ja während dieser drei Wochen eine ganze Welt von Dingen erlebt haben, und wenn ich Dich so stehen sehe, kommst Du mir schon halb ungrisch vor. Bring' mir nur ein paar Worte bei, daß ich wenigstens ‚Guten Tag‘ oder ‚Wie geht es Ihnen?‘ sagen kann. Ich will dem Grafen eine Freude machen. Er ist so dankbar für Kleinigkeiten.“

*

Der Thee ward auf der Veranda genommen und dabei lebhaft und in heiterem Tone geplaudert.

„Ich hoffe, daß nichts fehlt,“ sagte der Graf.

„Im Gegentheil,“ scherzte Franziska. „Mehr ist da, als ich erwarten durfte, selbst eine Mutter Gottes über dem Schreibtisch.“

Er lachte.

„Ja, Fränzl, ohne das thun wir's halt nit, und a bissel für's Haus ist auch in alle Wege gut, wie Nießsalz oder Melissegeist. Ehe man's sich verfliebt, braucht man's und fragt nicht lang, ob es aus einer Klosterapotheke stammt oder aus einer andern. Konfession! Bah, das bedeutet nicht viel. Es gibt so Vieles, was drüber steht und sich unmittelbar an den Menschen wendet, er sei so oder so. Sieh', ich glaub' eigentlich nichts und überlaß es meiner

Schwester-Gräfin, mich aus dem Fegfeuer oder auch noch von wo andersher frei zu beien, aber unsere schwache Natur ist doch schließlich immer stärker als unser stärkster Unglaube, der an sich bloß renommirt und keine Courage hat, das weiß ich von mir selbst, und sowie was auf dem Spiele steht oder auch bloß eine Gicht oder ein Zwicken kommt, so schiel' ich nach meinem heiligen Stephan hinüber, der über meinem Schreibtisch steht, gerad' so wie das Muttergottesbild über dem Deinen, und sage: „Nun hut' Dich und spul' Dich, Stephanerl, und thu' was für einen Magyar und ehrlichen Christenmenschen.“ Und sieh', Fränzl, ich denke mir, so was steckt in Jedem und am End' auch in einer kleinen, lieben Kezzerseele.“

So ging das Gespräch, ganz wie der Graf es liebte, pointirt und an Klippen hin, aber so munter und gut gelaunt es zu sein trachtete, der Ton voller Unbefangenheit wollte doch nicht aufkommen. Ihn beschäftigte die Frage, wie sie sich in dieser ihr fremden Welt wohl zurecht finden werde, während sie von der Sorge beherrscht blieb, daß eine tiefe Verlegenheit, die sie fühlte, sich doch vielleicht in ihrem Auge verrathen haben möchte.

Der Abend brach endlich herein, und ein kühlerer Luftstrom kam vom See her, aber es war kein Wind, die Lampe flackerte nicht, und der lang herabhängende Schleier derselben bewegte sich nur, wenn sich einer der Nachtschmetterlinge darin verfing. Endlich wurde der Mond über dem Gebirge sichtbar und stand so licht und klar da, wie wenn er den Frieden besiegeln wolle, der drunten ausgebreitet lag. Franziska blickte still und tief aufathmend hinauf, und auch der Graf schwieg, als er sah, wie das Bild sie berührte.

Dann erhob sie sich und bot ihm eine gute Nacht.

*

Oben fand sie Hannah, die die Fenster geöffnet hatte.

„Wonach siehst Du?“

„Nach dem Gießbach, der hier links vom Schloßberg kommt. Er sickert jetzt bloß so hin und wartet auf die Regenzeit. Da soll's dann eine Pracht sein.“

„Ist aber doch besser so. Der Regen macht immer trüb und sperrt Alles ein. Ich bin für Sonne, Licht und freie Bewegung, nur freilich heute nicht mehr. Es war doch ein anstrengender Tag, der mich müde gemacht hat. Komm', kleide mich aus und erzähle mir; ich hab' ohnehin noch allerlei Fragen. Sage, spukt es hier?“

„Ich habe noch nichts gesehen.“

„Das beruhigt mich nicht ganz. An Dich können sie nicht heran, Du bist wie das leibhaftige Vater-unser. Aber jedes alte Schloß hat nun 'mal einen Spuk. Ich weiß es aus unserer Gegend, und es wird hier nicht anders sein. Auf jede hundert Jahre kommt ein Gespenst.“

„Aber wie Du nur sprichst. Da müßten wir hier ja zwei haben.“

„Und haben wir gewiß auch.“

„Ein schwarzes und ein weißes,“ lachte Hannah. „Und Du willst eine Protestantin sein und eine Pastorstochter? Nein, das hat mir mein Vater selig

mit dem Stod' ausgetrieben. Und ich dank' es ihm noch. Das ist so für Wilbe. So wie hier.“

„Wilbe? Das darfst Du nicht sagen; ich werde Dich beim Grafen verklagen. In Ungarn ist Alles gut und hohe Kultur. Aber nun geh', ich werde sehen, was ich träume. Was man in der ersten Nacht träumt, das bedeutet was.“

„Schlafe nur überhaupt, das bedeutet Dir das Beste.“

Damit trennten sie sich, und nur die Thüren bis zu Hannah's Schlafzimmer hin sollten offen bleiben. Franziska hörte noch, wie Hannah die Stufen zu dem Alkoven hinauffstieg; dann wurd' es still.

Aber nicht auf lange. Rechts hin, im Gebirge, mocht' es gewittert haben, und heftige Windstöße, die jetzt über den See kamen, umlärnten das Schloß so heftig, daß Franziska trotz aller Müdigkeit davon geweckt wurde. Was sie besonders erschreckte, war ein Rauseln wie von Eisenstäben, und so stand sie denn auf und trat in den ihrem Wohnzimmer vorgelegenen großen Saal ein, um hier nach der Ursache zu sehen. Als bald bemerkte sie, daß es ein weit vorgebaunter alter Balkon sei, dessen vom Winde gerütteltes Gitterwerk solchen unheimlichen Ton gab. Ihre Beängstigung schwand jetzt, aber zu noch weiterer Beruhigung ging sie doch bis zu Hannah's Alkoven und horchte hier auf das Athemholen der fest und ruhig Schlafenden.

„Ein gutes Gewissen,“ sagte sie. „Warum bang' ich mich? Ich war doch sonst nicht so furchtsam.“

Und sie tappete sich wieder zurück und schlief endlich ein.

Vierzehntes Kapitel.

Franziska war früh wach, setzte sich an das offene Fenster und sah auf den See hinaus, den von rechts her hohe Berge, von links her Hügelzüge mit Dörfern und Weingärten einfaßten. Einer aus der Reihe dieser Hügel aber, der höchste, war der Schloßberg, dessen steiler Abfall ihn, in der Front wenigstens, noch höher und stattlicher erscheinen ließ, als er war. Er bezeichnete genau die Stelle, wo die Hügellandschaft in das gebirgige Terrain überzugehen anfing. Am Fuße wand sich ein Bach, und Franziska, die gerne sehen wollte, woher er komme, bemerkte, nachdem sie seinen Lauf auch nach aufwärts hin verfolgt hatte, daß es derselbe von der Schloßberghöhe herabkommende Gießbach sei, nach dem Hannah am Abend vorher ausgespäht hatte.

Sobald sie sich in dem Allem zurecht gefunden, wandte sie sich wieder in das Zimmer zurück, um sich hier allmählig und muhevoll mit dem Raum vertraut zu machen, darin sie nun leben sollte. Die Möbel waren alt, aber wohl erhalten, und jedes Stück interessirte sie, zumeist eine Kokokommode, die mit Schildpatt und großen goldenen Griffen reich ausgestattet war. Ueber dieser Kommode befand sich eine Bücheretagere von Rußbaumholz, auf deren oberstem Bord allerlei Meißner und chinesisches Porzellan stand, links und rechts zwei kleine Pagoden. Sie setzte dieselben in Bewegung und sah ihrem gravitätischen Kopfnicken zu. Dann aber nahm sie neugierig einige Bände.

„Was mag man nur früher hier gelesen haben?“

Es waren deutsche, französische, namentlich aber englische Bücher in buntester Reihenfolge. Werther's Leiden und Thomas a Kempis' Nachfolge Christi standen friedlich neben einander; dann kamen die Canterbury Tales in einer illustrierten Prachtausgabe, zuletzt aber Rousseau, mehrere Bände. Nichts war da, was auf einen bestimmten Geschmack hingedeutet hätte, nur auf jene literarisch gebildete Theilnahme, wie sie während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in der Mode war.

Um neun Uhr wurde das Frühstück genommen, und Franziska begab sich auf die Veranda. Der Graf, als er sie kommen sah, warf die Morgencigarette fort, legte die Zeitung aus der Hand und erhob sich aus seinem Schaukelstuhl, um die neue Schloßherrin zu begrüßen. Sie trug ein Morgenkleid von weißem Kaschmir und empfing Schmeicheleien und Huldigungen von Seiten des Grafen, der einen ausgebildeten Sinn für Toiletten Dinge hatte. Sie setzte sich ihm gegenüber und feinen Augenblick im Zweifel, welcher Ton anzuschlagen sei, begann sie von ihrer ausgestandenen Angst und Unruhe zu berichten.

„Und nun sage mir, Petöfy, habt ihr wirklich keine Gespenster?“

„Nein, Fränzl, in dem einen Stücke sind wir durchaus modern. Ein paarmal hat uns der Toddy dergleichen aufreden wollen; aber es kam nicht. Ich vermute, aus Respekt vor meinen Pistolen.“

„Und doch glaub' ich an Spuk und dergleichen.“

„Ich auch. Aber es muß was vorausgegangen sein, und dieß alte Schloß Arpa, soweit ich seine Geschichte zurückverfolgen kann, ist einfach nur aus Stein und Mörtel aufgebaut worden und ist nichts dazwischen. Und sieh', wo die Dinge so schlicht und alltäglich liegen, da fehlen die Vorbedingungen für den Spuk. Ich möchte sagen, die Petöfys haben der Gespensterwelt nicht genug zu Gefallen gethan und sich viel zu sehr als prosaisch ordentliche Leute gerirt.“

„... So daß ich also behaupten darf, in eine durchaus respektable Familie gekommen zu sein.“

„Darfst Du,“ lachte der Graf. „Und wirklich, ein paar Kleinigkeiten, ein paar sehr läßliche Sünden abgerechnet, wie Schwester Judith sagen würde, sind wir über das Hausbäckste nicht hinaus gekommen. Eigentlich nie. Mein Urgroßvater ließ sich anfänglich gut an und entführte von Brüssel her eine Comtesse Damremont, aber es hielt nicht lange vor, er heirathete sie gleich nach der Entführung und strich also die Schuld aus seinem Schuldbuch wieder aus. Darnach kam mein Großvater, der in der Struenseezeit als Gesandter in Kopenhagen einen Grafen Schimmelmann im Duell über den Haufen schoß. Aber das ist auch Alles.“

„Und am End' auch gerade genug.“

„Vielleicht. Nur nicht genug, um Dir oder mir oder irgend wem anders durch Erscheinung einer Dame blanche die Nachtruhe zu stören. Und nun erlaube mir, Dir von dieser Lachsforelle vorzulegen, eine Delikatesse, neben der selbst die Felsen im Bodensee verschwinden. Natürlich Spezialität von Schloß Arpa. Aber nun Pardon, wenn ich Dich

schon verlasse; meine Leute graben mir im Park einen artesischen Brunnen und sind schon, glaub' ich, über den Mittelpunkt der Erde hinaus. Alles, was Magyar ist, ist eigensinnig und will sein Ziel und Glück allemal da finden, wo er's zu suchen angefangen hat. Und wenn's eine Hand breit daneben liegt, so läßt er's liegen.“

„Was mir, beiläufig, gefällt. Man muß das Glück zu zwingen wissen.“

„Gewiß, aber seine Launen auch zu respektiren verstehen. Und nun au revoir.“

Auch Franziska erhob sich und ging in ihr Zimmer zurück.

Oben fand sie Josephinen. „Ach, laß es heut, Josephine; Hannah soll kommen.“

Josephine knixte verdrossen und einigermaßen pikirt darüber, sich durch eine Rivalin verdrängt zu sehen, gleich darnach aber erschien Hannah mit dem Toilettenmantel und stellte sich hinter den Stuhl ihrer Herrin.

„Weißt Du, Hannah, mir ist, als hätt' ich Dich fünf Jahre lang nicht gesehen, und doch ist es, laß mich rechnen, erst neunzehn Tage, daß wir von Wien nach Italien abreisten. Ich hätte Dich so gerne mitgehabt. Und dann dacht' ich auch wieder, es sei besser so.“

„Das war es auch.“

„Vielleicht. Aber jede Stunde hast Du mir gefehlt.“

„Und doch soll es in Italien so wunderschön sein und so viel zu sehen, daß man gar nicht weiß, wie man damit zu Ende kommt.“

„Das ist es ja, Hannah, und eben deshalb ist es am besten, man fängt gar nicht erst an. Du hast keine Vorstellung, wie müd' ich immer war. Und dabei mußt' ich in Einem fort bewundern und Alles schön finden und glücklich sein.“

„Ja, glücklich sein; warst Du's denn nicht?“

„O, gewiß war ich's. Er ist ja so gut gegen mich und überschüttet mich mit Aufmerksamkeiten und Freundlichkeiten. Und auch mit Geschenken. Aber sieh', es ist ein Unglück, ich hänge nicht an Geschenken; ich finde sie beschwerlich und langweilig. Und nun denke Dir, immer Ketten und Gefänge, daraus man sich nichts macht, und zehntausend Bilder, die man nicht versteht.“

„Zehntausend?“

„Oder sage die Hälfte, meinetwegen, aber das macht gar keinen Unterschied. Einer von den berühmten Malern hat das ‚Paradies‘ gemalt, auf dem tausend Figuren sind; ich glaube, so viele kommen gar nicht in's Paradies hinein. Der Graf war auch der Meinung und freute sich, als ich's sagte, denn ich muß es Dir wiederholen, er ist von einer beständigen Güte gegen mich und findet Alles hübsch und reizend, was ich sage, so daß es mich geradezu beschämt. Aber während ich das von dem Paradiese so scherzhaft und zu seiner wirklichen Erheiterung hinsagte, war er doch zugleich auch ein wenig ärgerlich auf mich, und warum? Weil es wie Kritik klang und er in Einem fort immer nur Bewunderung, immer nur Kunstbewunderung von mir verlangte.“

„Du bist doch aber selbst eine Künstlerin.“

„Eben weil ich es bin oder es zu sein mir wenigstens einbilde, gerade deshalb bin ich so sehr gegen Ueberpanntheiten auf diesem Gebiet. Immer nur Die, die von Kunst wenig wissen und verstehen, finden Alles himmlisch und göttlich. Auch der Graf hat mehr Begeisterung als Verständniß. Erinner' Dich nur, genau genommen, wußt' er auch vom Theater nicht viel, trotzdem er die Wolter elfmal als Messaline gesehen hatte. Das sieht wie Studium aus, bedeutet aber wenig oder nichts. Er kennt eigentlich nur Personen, die ihm gefallen, und solche, die ihm mißfallen. Und das nennt er dann Kunst und Kritik! Und nun gar Bilder . . . Aber stelle Dich hieher, daß ich den Blick auf den See frei habe . . . Nun also Bilder, sagt' ich. Ja, was that er? Er nannte die Namen, und diese Namen gingen ihm glatt genug über die Lippen, denn er spricht recht gut italienisch. Aber das ist auch Alles. Und weil er zufällig viele Jahre lang in Verona gestanden hat, so sprach er am liebsten . . . Aber kennst Du Paul Veronese?“

„Gott, Franziska, wir sind doch aus einem gebildeten Lande.“

„Nun gut also. Da hättest Du nun hören sollen, was er mir Alles vor schwärzte von Kolorit und pastös und fatten Farben. Ja, Du lachst, aber wirklich von fatten Farben. Und das Alles, wenn man elend und hungrig ist und kaum noch stehen kann, denn sie haben nirgends Stühle, bloß Bilder und immer wieder Bilder. Ach, da hieß es dann sich zusammennehmen, und mir war oft das Weinen nahe. Und doch ist er so gut, und ich muß und will ihm zuliebe leben, auch in kleinen Dingen. Denn an kleinen Dingen hängt ja das Glück und in der Ehe erst recht. Und ich bin doch nun in der Ehe.“

„Versteht sich, bist Du.“

Franziska erröthete. Dann faßte sie sich wieder und sagte: „Ja, Hannah, da hast Du mir gefehlt und bei hundert anderen Gelegenheiten. Denn die Josephine dalberte nur immer, erst mit dem Zimmerkellner und dann mit dem Andras, trotzdem er noch ein halbes Kind ist und erst sechzehn wird . . . Aber, o Gott, was schwag' ich da von Venedig und Josephinen, all' das bedeutet ja nichts, und nur das bedeutet was, wie Dir's ergangen ist, Dir, meiner lieben Hannah. Denn darin spiegelt sich mein eigenes Leben und wie mir's in Zukunft ergehen wird. Und nun sage mir, wie die Leute hier sind. Alles, was Du mir gestern erzählt hast, war lange nicht genug und nur so dürftig drüber hin. Ich will aber Alles wissen, Alles, ob sie freundlich und entgegenkommend sind oder zurückhaltend, offen oder verschlagen, gewigt oder abergläubisch, mit einem Wort, gut oder böse. Verschweige mir nichts. Und nun sprich und stelle sie mir vor, Einen nach dem Andern, als ob sie leibhaftig vor mir stünden.“

„Also der alte Czagy . . .“

Franziska nickte.

„Der ist der Erste, daran ist kein Zweifel. Er hat mehr Einfluß als alle Andern zusammengenommen. Aber wichtiger für Dich ist doch eigentlich der kleine Kaplan.“

„Ein Kaplan? Hier im Schloß?“

„Nein, unten in der Stadt. In Szegenhaza.“

Wenn Du das Glas nimmst, kannst Du sein Haus sehen.“

„Und dann?“

„Nun, dann haben wir noch den Toldy, den alten Toldy.“

„O, den kenn' ich. Das ist des Andras Vater.“

„Ja. Aber außer dem Andras hat er noch elf andere Kinder. Je mehr Magyar, je mehr Freiheit, ist einer von seinen Söhnen und Glaubensartikeln.“

„Also wohl überspannt?“

„Ich weiß es nicht sicher. Nur das weiß ich, er war Honvedführer und hat einen Hieb über den Kopf von Anno Neunundvierzig her. Es kann also wohl sein. Ist immer ungrüßlich rabiat und haßt Alles, was kaiserlich ist. Aber ehrlich und kreuzbrav und kann erzählen und Geige spielen und hat nicht bloß den Garten und das Treibhaus unter sich, sondern auch die Galerie. Da weiß er gut Bescheid und kennt jeden Petöfy.“

„Gut. Aber als ich gestern hier ankam, hab' ich nicht Drei, sondern Dreißig gesehen oder doch nicht viel weniger. Ich erschrak ordentlich. Ein paar sahen aus wie Zigeuner.“

„Und sind es auch, und sind eigentlich Alle wie Zigeuner oder Mäusefallenhändler, Alle schlant und braun und langes Haar und gutmüthig und lachen immer. Aber ich traun' Keinem nicht. Wutsch, ist ein Löffel weg. Es ist Alles wie in einer Verschwörung.“

Fünfundzwanziges Kapitel.

Bald darnach war die Toilette beendet, und Franziska, während sich Hannah noch im Zimmer um sie her zu thun machte, nahm auf gut Glück eins der Bücher vom Bücherbord und setzte sich in das Nischenfenster, um zu lesen. Aber sie war zerstreut, der Sinn stand ihr nach anderen Dingen, und so legte sie das Buch wieder beiseite und sagte:

„Es geht nicht, Hannah. Ich möchte lieber etwas sehen, den Park oder den Garten. Sage, was bedeutet der große Saal hier nebenan, der jetzt wahrscheinlich zu seiner eigenen Verwunderung nichts weiter ist, als ein Entrée zu meinem Zimmer.“

„Das ist der Ghsaal aus der Türken- oder der Prinz Eugen-Zeit her, wo der Neubau des Schlosses eben fertig geworden war. Und Toldy zeigte mir auch die Stelle, wo Prinz Eugen leibhaftig gefessen hat.“

„O, das interessirt mich. Prinz Eugen! Komm', das will ich sehen. Du mußt mich überhaupt im Schloß hier umherführen und mir Alles sagen, was Du weißt. Ich habe dann auch Stoff für den Grafen und kann ihm Konversation machen. Er hat es so gern. Bis jetzt kenn' ich ja nur meine drei Zimmer.“

Unter diesen Worten war Franziska von Hannah gefolgt in den großen Saal eingetreten. Dieser lief durch die ganze Schloßtiefe, weshalb er auch zwei Balkone hatte, von denen der eine weit über den See hin in's Land hinaus sah, während sich der andere mit einem Blick auf den Schloßhof begnügen mußte. Hohe Glashüren führten auf beide hinaus. Der Saal selbst war von hellgelbem, polirtem Stuck, dergleichen der Plafond, an dessen vier Ecken ebensoviel

Engel in den Saal herniederhingen und in die Tuba bliesen.

Franziska sah hinauf und sagte: „Die Wahrheit zu gestehen, Hannah, ich freue mich, diese vier Engel nicht beständig über mir zu haben. Sie blasen den Petöfyschen Ruhm in die Welt hinaus, und das ist gut, aber unter ihnen zu sitzen, ist gefährlich. Zeige mir lieber, wo Prinz Eugen gefessen hat.“

„Ich weiß nur, was ich von Toldy weiß: der Prinz habe die Balkonthür gerade im Rücken gehabt.“

„Welche?“

„Die dort, die nach dem Hofe hin.“

Und nun suchten Beide die Stelle, wo der Prinz nothwendig gefessen haben müsse, lachten, als sie sie gefunden hatten oder doch gefunden zu haben glaubten, und traten endlich wie zum Lohn für ihre Mühe durch die Glasthür auf den Balkon hinaus.

Aber nicht auf lange. Die Vormittagssonne fiel von der Seite her blendend auf den Schloßhof und zwang sie, wieder zurückzutreten, um im Schatten der Thürpfeiler besser sehen zu können.

„Ah, das ist schön,“ sagte Franziska, während sie den Hof mit ihrem Vognon musterte. „Du hast mir nur von Türkenzeit und von zweihundert Jahren erzählt, aber das, was hier drüben steht, ist ja viel, viel älter. Und daß es so dicht eingesponnen daliegt, das lieb' ich am meisten. Sieh' doch nur hier, eine pure Wildniß.“ Und dabei wies sie nach rechts hin auf ein niedriges und halb zerbröckeltes Mauerstück, das in seiner Front von Weinlaub halb überwuchert war, während von der Rückseite her allerlei Hollunder- und Ebereschendäume mit ihren schwarzen und rothen Beeren in den inneren Schloßhof hineinwuchsen. „Und dieß hier,“ fuhr sie fort, „dieß hier mit dem niedrigen Rundbogen, das muß die Kapelle sein, vielleicht nicht mehr im Gebrauch, aber doch in alter Zeit gewesen, viele hundert Jahre zurück. Versteht sich, da sind ja die zwei Nischen, wo die Heiligen gestanden haben und der überhängende Thurm. Und sieh' nur, da ist auch das Glockenseil. . . Ah, Hannah, es bleibt dabei, das waren doch unsere besten Tage, wie wir noch mit dem Kirchenschlüssel in den Thurm gingen und an dem Glockenseil zogen und den Abend einläuteten.“

Franziska, während sie so sprach, war wieder auf den Balkon hinausgetreten und schützte sich jetzt, so gut es ging, mit der Hand gegen die Sonne. Dabei sah sie nach dem Glockenthurm hinauf, der im Wesentlichen nichts war, als eine vom Giebel her vorgeschobene Holzwellle mit einem hölzernen Schrägdach darüber. Auf dem Wellbaum aber, ganz wie segelreffende Matrosen auf einer Naue liegen, lagen ein paar Arbeiter und zogen ein starkes Tau durch eine der Glockenlöcher, während ein paar andere von Dach und Giebel her ihre Kameraden bei der Hantirung unterstützten. Und wirklich nicht lange mehr, so sah Franziska, wie sich die größere Glocke zu senken begann, langsam und allmählig, bis sie das starke Bohlenbrett einer mit vier kleinen Pferden bespannten Schleife berührte, die mittlerweile von dem Thorbogen her unter den Thurm gefahren war.

Alles ging lautlos von Statten, ohne daß irgend einer der Schloßbewohner durch Neugier herbeigelockt

worden wäre, vielleicht weil die Sonne so glühend heiß auf den Hof fiel. Endlich aber erkannte Franziska den Kutscher, der sie gestern vom Dampfschiff her abgeholt hatte.

„Was gibt es?“ fragte sie hinunter.

„Kaput, Gräfin gnädigte.“

„Gestern?“

„Gestern,“ klang es zurück. Und ehe sie weiter fragen konnte, setzte sich der Zug auch schon in Bewegung und bog vom Hof her in den Schlingelweg ein, den man unter dem Portal hin noch eine Strecke weit verfolgen konnte.

Franziska war blaß geworden und zitterte. „Hast Du's gehört?“

„Was?“

„Du fragst noch? Als man zu meinem Einzuge läutete. . .“

„. . . Hatte die Glocke schon einen Sprung. Das ist es und weiter nichts. Glaube mir, ich versteh' mich auf Glocken, und wenn Du durchaus was von Zeichen und Auslegung haben willst, so sag' ich Dir, es heißt: Alles, was hier nichts taugt oder einen Sprung hat, das muß jetzt an's Licht und offenbar werden. Ein neues Leben unter der neuen Gräfin! Ja, Fränzl, das heißt es.“

„Ah, Hannah, das sagst Du so, weil Du mir ansiehst, daß es mir einen Stich in's Herz gegeben hat, und weil Du mich trösten willst. Aber Du redest es mir nicht fort. Es gibt eben Zeichen und Träume.“

„Für Die, die daran glauben. Ich habe meinen lutherischen Katechismus und das Gesangbuch. Und das ist besser als Traumbuch und Aberglauben.“

*

Eine Stunde später war der Graf zurück und ließ fragen, ob die Gräfin eine Spazierfahrt mit ihm machen und darnach die Bildergalerie besichtigen wolle. Der alte Toldy habe schon Ordre, die Vorhänge zurückzuziehen und für Luft und Licht zu sorgen.

Franziska war froh — an ein „Nein“ war ohnehin nicht zu denken — und in halb wiedergewonnener guter Laune bestieg sie gleich darnach den Korbwagen, in dem sie schon gestern die Fahrt vom Dampfschiff bis zum Schlosse gemacht hatte. Der Graf fuhr selbst, war sehr ausgeräumt und fragte viel und rasch, schwieg aber beharrlich über den Zwischenfall, trotzdem die Geräthschaften und Taue noch umher lagen, deren man sich bei dem Herabholen der Glocke bedient hatte.

Der Park war eine Schöpfung aus des Großvaters Tagen her und überdeckte den halben Schloßberg, der nach rückwärts hin ebenso sanft und allmählig wie nach vorne hin steil und plötzlich abfiel. Auf der allmählig abfallenden Seite waren fünf große Terrassen angelegt, die zunächst durch Treppenstufen, aber nebenher auch durch in der Serpentine gebaute Fahrwege miteinander Verbindung hielten. Innerhalb dieser Wege ging jetzt die Fahrt. Auf der zweiten Terrasse befand sich die Stelle, wo der artefische Brunnen gegraben wurde, dann kamen gespaunte Teiche mit Hängeweiden, bis endlich eine

schon ganz am Fuße des Berges gelegene Hütten- und Häuserreihe folgte, darin Alles wohnte, was man trotz seiner Zugehörigkeit zu Haus und Herrschaft oben im Schloß nicht haben wollte: Slowaken und Walachen und der alte Zigeunerkönig Hanka, der von hier aus seinen meist auf der Wanderschaft begriffenen, ziemlich zahlreichen Clan regierte. Zuverlässig war nur Klaus Ambrom, ein deutscher Schmied aus den Rheinlanden her, der, soweit es ging, nach dem Rechten sah und das Amt eines Vogts oder Schultheißen verwaltete.

Der Graf freute sich der Theilnahme, die Franziska sichtlich bewies und die noch wuchs, als sie wahrnahm, daß unter des Schloßherrn Passionen auch die Parkpassion eine Rolle spielte. Geschickt raffte sie zusammen, was ihr von Sanssouci, Wörlich und dem Dresdener Großen Garten her noch in Erinnerung war, und zog allergewagteste Parallelen, die jedoch gerade dadurch eher gewannen als verloren, indem sie dem Grafen, was er sehr liebte, Gelegenheit zu Berichtigungen und Erklärungen boten.

Ausgangs der Hütten- und Häuserreihe stand eine Gruftkapelle, wenig über hundert Jahre alt, durch deren Gitterstäbe Franziska die großen Metallsärge stehen und eine, so schien es, von der Wölbung herunterhängende Lampe mit mattem Schimmer brennen sah. Sie wollte fragen, was es sei, bezwang sich aber und schwieg und beglückwünschte sich gleich darnach zu diesem Schweigen, als sie von der Kapelle her in einen entzückenden Wiesengrund einbogen, darin ein von einem Nachbarberge herabkommender Bach schäumte. Zahlreiche Birkenbrücken führten von einem Ufer auf's andere hinüber und herüber, und an eben diesem Bache hin ging jetzt eine halbe Stunde lang die Fahrt, bis der Graf, eine Kurve nach rückwärts hin beschreibend, einen breiten Platanenweg erreichte, der in seiner Verlängerung allmählig wieder auf die Schloßhöhe hinauf führte.

Franziska war sehr glücklich. Namentlich die Wiesengrundpartie hatte sie wirklich erquickt, und ein leises Unbehagen kam ihr erst wieder, als sie bei der Rückkehr in den Schloßhof des Glockenthurms und der offenen Dächelle darüber ansichtig wurde. Doch es ging rascher vorüber, als sie dachte, vielleicht weil ihr Hannah's Bild wieder in Erinnerung kam. „Ja, diese Bibel- und Gesangbuchsleute,“ sagte sie, „sie sind doch beneidenswerth und nicht bloß besser, sondern auch klüger als wir. Wirklich, es verlohnte sich nicht, eine Stunde zu leben, wenn ein Menschenloos daran hinge, ob eine Glocke springt oder nicht.“

Sechzehntes Kapitel.

Der alte Toldy, der den Gärtner inzwischen abgelegt und den Galeriediener angezogen hatte, wartete schon auf der Rampe. Mit ihm Andras.

„Alles in Ordnung, Toldy?“ fragte der Graf. Toldy nickte.

„Gut. Aber wir wollen nicht hier hinauf, nicht die große Treppe; ich will der Gräfin den alten Thurm zeigen.“

Unter diesen Worten nahm er Franziska's Arm

Deutsche Roman-Bibliothek. XII. 10.

und führte sie, während Andras vorauslief und Toldy folgte, bis an einen alten, an den neueren Schloßbau sich anlehnenden Eck- und Feldsteinthurm, in dem eine Wendeltreppe zwei Stock hoch hinaufführte. Alles Licht kam durch schmale, nur handbreite Scharfen, die von fünf Schritt zu fünf Schritt das dicke Mauerwerk durchbrachen. An einer dieser Oeffnungen hielt der Graf und wies auf die Landschaft, die sich gerade von hier aus in einer besonderen Schönheit zeigte: weithin sichtbar flimmerte der See, rechts daneben aber stieg ein hoher und scharf profilirter Felskegel auf, der „der Bischof“ hieß, weil man den Stab und die Bischofsmütze deutlich erkennen zu können glaubte.

Wieder einige Stufen höher war an Stelle der Scharfen eine niedrige, mit dem Neubau Verbindung haltende Spitzbogenthür, und hier stand Andras, um durch eine tunnelartige Passage hin den Weg zu zeigen. Der Graf bückte sich und reichte von rückwärts her Franziska die Hand.

Als diese glücklich aus dem Desfilé heraus war, war sie frappirt von der Annuth des unmittelbar dahinter gelegenen Zimmers, das in diesem Augenblicke nach der eben passirten Enge beinahe geräumig wirkte, trotzdem es nur ein einziges, erkerartig vorspringendes Fenster, ein sogenanntes bow-window, hatte. Dieß Zimmer hieß das Howardkabinet und enthielt ausschließlich Landschaften, die der englischen Mutter des Grafen, der schönen Arabella Howard, bei Gelegenheit einer Erbschaft zugefallen waren. Einige dieser Landschaften waren von Gainsborough, andere von Everdingen oder doch aus seiner Schule. Franziska, trotz Allem, was sie vor wenig Stunden erst über Galeriebesuch gesagt und geklagt hatte, hatte doch Verständnis für Bilder und erkannte leicht, daß es sich hier um etwas Besonderes und Hervorragendes handle, was eine sorgliche Musterung nicht nur verlohne, sondern sogar fordere; der Graf aber verrieth augenscheinlich Ungeduld und wollte weiter, weil er sich auf den Eindruck freute, den der Ahnensaal auf Franziska machen würde.

Diese Freude blieb ihm aber aus, denn im selben Augenblicke, wo man unter Zurückschlagung einer Portiäre von dem Kabinet her in den Bilder- und Ahnensaal eingetreten war, erschien auch schon Herr Koloman Czagy mit der Meldung, daß Besuch gekommen sei.

„Wer?“ fragte der Graf ungehalten und beinahe barsch.

„Oberst Szabó mit Baron Perczel und Graf Devabiany.“

„Ah, Szabó,“ refolligirte sich der Graf. „Unsere medianteste Zunge! Die Herren sind offenbar neugierig, Dich kennen zu lernen, und warten auf den Augenblick, um mit ihrer Klatsch- und Lügenpost um unsern See herumfahren zu können. Aber meinestwegen. Kommt, laßt uns abbrechen, Fränz!; ich werde Dich vorstellen.“

„Ist es so Dein bestimmter Wunsch und Wille?“

„Wille? Was Wille! Der Deine gilt; Du bestimmst.“

„Dann zieh' ich es vor, hier zu bleiben und die

Neugier der drei Herren noch ein Weniges warten zu lassen.“

„Einverstanden. Man soll es den Klatschbasen beiderlei Geschlechts nicht allzu bequem machen. Und nun sieh' Dich um in der Galerie. Tolby kennt sie besser als ich.“

Damit ging er, und Franziska blieb mit Tolby zurück. Dieser, so wenig er von Bildern verstand, war doch in dem Einen ein guter und geschulter Galeriediener, daß er sich die schwere Kunst, „nicht zu stören“, all' seiner sonstigen Plauderhaftigkeit zum Troß angeeignet hatte. Klug hielt er sich zurück, auch heute wieder, immer abwartend, ob Franziska nach ihm verlangen würde.

Diese trat ohne Weiteres an eine der Längswände heran, an der sich in stattlicher Reihe die lebensgroßen Bilder der Familie Petöfy befanden. Ueber Alles, was noch Rüstung und hohe Reiterstiefel trug, ging sie schnell hinweg und verrieth erst Aufmerksamkeit, als sie bei Bildnissen angekommen war, die diesem Jahrhundert angehörten. Alle hatten Inschriften, entweder unmittelbar auf der Unterleiste des Goldrahmens, oder aber auf kleinen Täfelchen, die, so schien es, neuerdings erst angehängt worden waren. Eine Rothblondine mit einem Rembrandthut und einer Straußenfeder darauf fesselte sie ganz besonders. Sie zweifelte keinen Augenblick, wer es sei, befragte aber doch das Täfelchen und las: „Arabella Howard, geb. 9. März 1785 auf Arundel Castle, Suffex; vermählt 21. März 1803 mit Graf Michael Petöfy; gest. 11. Februar 1837 auf Schloß Arpa.“

Des Grafen Mutter also, wie sie gedacht hatte. Das Bild schien bereits Jahr und Tag vor der Verheirathung, trotzdem diese schon mit achtzehn Jahren stattgefunden hatte, gemalt worden zu sein und ließ die Lady jugendlicher als ihre zwei Töchter erscheinen, unter denen nur die Züge der jüngeren an die der Mutter erinnerten. „Eveline Gräfin Petöfy, geb. 10. November 1816, vermählt mit Graf Aribert Asperg 1841, gest. den 13. August 1845 zu Wien.“ Das Täfelchen trug einen Flor, und Franziska sagte, während sie die beiden letzten Zahlen verglich: „Ein kurzes Glück, wenn es ein Glück war.“

Das letzte Bild, das in der Reihe hing, war das des Grafen, etwa vor zehn Jahren erst gemalt. Er trug Frack und Ordensstern; das Haar war noch voll, aber schon beinahe weiß.

Zwischen diesem Bild und dem abschließenden Gdpsfeiler war noch ein Platz frei. Franziska blickte fest auf die leere Stelle, bis sie sich selbst zu sehen und das Täfelchen zu lesen glaubte. „Franziska Franz, geboren . . .“ Und ein banges Gefühl überkam sie plötzlich, wie wenn sie hier doch nur eine Fremde sei, nur durch Laune geduldet und zugelassen. Aber dieß Gefühl wahrte nicht lange. Sie hatte zu viel von vornehmer Welt gesehen, um sich durch bloße Namen auf länger als einen Augenblick imponiren zu lassen. Und so wandte sie sich von den Ahnenbildern fort und trat an die Längswand gegenüber.

Hier befanden sich große Tableaux mit viel Roth und Gelb, über deren Roth und Gelb noch mehr

Grau schwebte. „Schlachtenbilder also.“ Gleich das erste — die Täfelchen fehlten hier — war unerkennbar ein Bild aus der Zeit der Türkenkriege: Halbmond und Rosschweife füllten das Feld, und in der Mitte sprang eine Festung in die Luft.

„Briny,“ sagte sie lächelnd. Aber mit diesem Brinybilde, mit dem das Türkische begann, schloß es auch wieder, und was weiter kam, waren neuere Schlachten, die nicht weiter zurückgingen als bis Groß-Aspern oder Marengo. Sie sah flüchtig drüber hin und sammelte sich erst wieder, als sie bei dem letzten angekommen war, auf dem sich zwei feindliche Heere gegenüberstanden, von denen das eine, so schien es, eben die Waffen gestreckt hatte. Die Waffen lagen aber nicht am Boden, sondern waren zu Pyramiden zusammengestellt, an denen bunt und malerisch Szakos, Säbel und Patronataschen hingen. Im Vordergrund blickten einige der gefangenen Führer finster schmerzlich zur Erde, während sich auf den Gesichtern der Soldaten abwechselnd Wuth und Verzweiflung spiegelten. Was war es? Auch hier fehlte das Täfelchen, aber in dem Rahmen selbst war eingeschrieben: „Wilagos, 13. August 1849.“

Siebenzehntes Kapitel.

Diese Kapitulation von Wilagos war augenscheinlich das beste Galeriebild, aber sich in dem, was Porträt darauf war, zurecht zu finden, wollte Franziska trotz aller Anstrengung nicht gelingen. Und so sah sie sich schließlich doch gezwungen, Tolby heranzuwinken. Für diesen ein lang ersehntes Moment.

„Ich finde mich nicht zurecht, Tolby,“ sagte sie. „Hier links, so viel erkenn' ich an den grünen Uniformen, ist Alles russisch und das hier seid ihr. Aber ich kenne Niemand. Wer ist Der hier, der Graubart?“

„Ist Riß; General.“

„Todt?“

„Todt. Piff paff!“ Und er hob beide Arme wie zum Gewehranschlag.

„Und Der hier?“

„Ist Nagy Sandor; General.“

„Todt?“

„Todt.“ Aber statt der Bewegung des Gewehranschlages machte er jetzt die des Gehentwerdens.

„Und,“ fuhr er nunmehr, ohne weitere Fragen abzuwarten, in immer lebhafter werdendem Tempo fort, „hier Leiningen, General; todt. Und hier Kulich, General; todt. Und hier Müdiger, General; aber russischer General. Und hier Görgey, Hund.“

„Das darfst Du nicht sagen, Tolby.“

„Darf ich sagen, Gräfin gnädigste. Görgey Verräther, und Verräther . . . Hund.“ Und dabei funkelten ihm die alten Augen und ein ungrisch unverständlicher Medestrom kam von seinen Lippen, dem Franziska nichtsdestoweniger mit Hilfe zahlreich eingestrenter Namen entnehmen konnte, daß vom Grafen Ludwig Batthiany, ganz besonders aber von den Galgenexekutionen vor Arad die Rede war.

Als er endlich schwieg, dankte sie dem Alten, ohne seinen Haß gegen Oesterreich und Görgey noch irgendwie weiter rektifiziren zu wollen, und verließ den Bildersaal, um unter Vermeidung der Wendel-

terrasse durch das Billardzimmer in ihre Wohnräume zurückzukehren.

*

Als sie diese betrat, heimelte sie das überaus Behagliche darin an, aber die Fahrt und mehr noch die Galerie hatten sie müde gemacht, und so streckte sie sich auf eine dem Fenster gegenüberstehende Chaiselongue und schlief ein.

Als sie wieder erwachte, stand Hannah in der Thür.

„Ich wollte Dich nicht stören, denn Du brauchst Schlaf; aber der Graf schickt eben schon zum zweiten Male: die Herren würden zu Tische bleiben. Er erwartet Dich also.“

Franziska fühlte sich wenig angenehm von dieser Meldung berührt und erschrak fast. Es war ihr nicht zu Sinn, eine Konversation mit ungrischen Edelknechten zu führen, mit Kavaliern, deren Ton und Ausdrucksweise sie von ihren Wiener Tagen her nur zu gut kannte. Mit wachem Auge weiter zu träumen, wäre ihr das ungleich Liebere gewesen. Es galt aber, sich dieser Stimmung so rasch wie möglich zu entziehen, und so setzte sie sich an den Spiegel, um ihrer Toilette den Abschluß zu geben.

„Gib mir noch das venetianische Collier, Hannah; ich glaube, der Graf freut sich, wenn ich es trage. So. Und nun noch den Fächer. Ach, Hannah, ich wollte, ich säß' erst wieder an diesem Tisch hier und hätte nichts um mich und nichts über mir als die Mutter Gottes und den kleinen Christus, der mir den Rosenkranz entgegenhält. Ich wollt' ihn lieber zwölfmal abbeten, als von Oberst Szabó zwölf Artigkeiten hören. Ich empfinde doch nur Gêne dabei.“

„Sei nur erst im Feuer, so kommt Dir der Muth. Es ist gerade wie beim Theater.“

„Ja, Du hast Recht, ganz so. Sie sind auch wirklich nur gekommen, mich als Gräfin auftreten zu sehen. Und haben nebenher noch das Vergnügen, selbst mitzuspielden zu dürfen.“

*

Vorstellung und Begegnung waren ganz so verlaufen, wie Hannah prophezeit hatte. Nach Ueberwindung einer ersten Scheu war Franziska gesprächig geworden, und bei Schluß der Tafel stand es außer Frage, daß man sich gegenseitig gefallen hatte. Nur Eines war ihr unbequem gewesen: ein gewisses Uebermaß von Zurückhaltung und Respektbezeugung, das augenscheinlich vorher verabredet worden war. Aber sie war andererseits zu klug und zu billig denkend, um nicht den Unmuth darüber verhältnißmäßig leicht zu verwinden. „Die goldene Mitte zu halten ist unter allen Umständen schwer, und die vornehme Welt kann es am wenigsten. Es dünkt ihr das Bequemste, sich in Extremen zu bewegen.“

Der Kaffee war nicht auf der Veranda, sondern auf der obersten Parkterrasse genommen worden, von der aus sich das Landschaftsbild weniger großartig als in der Front, aber dafür auch um so lieblicher präsentirte. Das, was voll künstlerischen Sinnes von Seiten des Grafen an dieser Stelle geschehen war, steigerte nur diesen Eindruck und so konnte es denn

kaum ausbleiben, daß Huldigungen über Huldigungen gegen ihn laut wurden, am meisten im Hinblick auf den Teich und die Trauerweiden, über die mehrere hohe dunkle Cypressen von der untern Terrasse her hinwegragten. In der That, es war ein entzückendes Bild und der Abend ohne Luftzug und ohne Schwüle. Nur dann und wann kam von den Rosenbeeten her ein leiser Hauch herüber.

*

Es war kurz vor Sonnenuntergang, als die drei Herren aufbrachen. Ihr Wagen verfolgte von Terrasse zu Terrasse denselben Schlangenweg, den Graf und Gräfin auf ihrer Vormittagsfahrt innegehalten hatten, und Beide sahen jetzt dem im schnellsten Trabe dahinjagenden Gefährte nach, bis es die letzte Biegung bei der Gruftkapelle gemacht und sich in dem Wiesengrunde, darin es bereits dunkelte, verloren hatte. Aber noch in dem Dunkel verfolgten sie die Spur.

Als Franziska nach einer Weile wieder Platz genommen, nahm der Graf ihre Hand und sagte:

„Du hast Dich tapfer gehalten, Fränzl, und auf den alten Szabó kannst Du nun rechnen. Devaviany bedeutet nicht viel, er ist von alter Zeit her ein Narr und denkt an nichts als an seine Handschuhe. Sahst Du wohl, wie kokett er sie strich und streichelte? Bleibt also nur noch Perczel. Und der ist bon garçon. Szabó allein gilt; er hat den Ruf und Ruhm, den alle Spötter haben, nicht vor Gott, aber doch in der Gesellschaft und zumal in der unsrigen. Und weil ich nun 'mal von der Gesellschaft spreche, so laß mich auch gleich von unserem Leben sprechen, das halt kein Leben sein kann wie bei Befour oder Berny. So viel steht leider fest. Es hilft aber nichts, Fränzl, und auf ein bißchen Einsamkeit und Langeweile wirst Du Dich schon gefaßt machen müssen. Ich kann's nicht aus der Welt schaffen.“

„Und sollst Du auch nicht, Petöfy. Es ist mir so recht, wie's ist. Daß ich Dir's nur gestehe, mich erquickt diese Stille geradezu.“

„Gewiß, so lange Dir noch der Lärm der großen Stadt im Ohre klingt. Aber ist der erst 'mal verklungen, ganz verklungen, so verlangst Du auch wieder darnach. Gib Acht, ich weiß das. Und so hab' ich mir's denn überlegt, wie wir's machen wollen, um die große Leere nicht aufkommen zu lassen oder sie doch wenigstens hinauszuschieben. Denn zuletzt kommt sie doch. Und nun höre. Mit unserem Schloß hier bist Du so gut wie fertig und wenn nicht heute, so doch morgen. Man kann eben nicht immer auf den See sehen, so schön er ist, und außer dieser Terrasse, die Dir den Blick in den Park und die niedergehende Sonne gönnt — sieh' nur, wie sie da zwischen den Cypressen hängt — hast Du nichts hier als den alten Thurm und die Bibliothek und die Bildergalerie. Vielleicht noch das Billard. Spielst Du?“

„Nein.“

„Also Beweis mehr, wie nöthig uns ein Programm ist.“

„So gib es.“

„Ich denke mir also, wir haben ein gemeinschaftliches Frühstück ein- für allemal und Du plauderst

mir dabei vor, was Du die Stunden vorher geträumt hast. Gute Träume kommen einem Sensationskapitel am nächsten; übrigens brauchen sie nicht wahr zu sein, nur hübsch und unterhaltlich. Und dann entlass' ich Dich in Gnaden, und Du bist frei bis zu Tisch. Aber so leicht das klingt, so schwer wiegt es, denn es ist eine lange, lange Zeit, und unser Besuch heute hat uns nur zufällig mit einer Ausnahme debütiren lassen. Also frei bis zu Tisch, bis Sechs. Dann speisen wir, und gleich darnach beginnt unser eigentlicher Tag, oder sag' ich lieber der meinige. Nach Tisch haben wir dann noch eine Fahrt etwa wie heute früh, und unterwegs erzählst Du mir dieß und das und gibst mir eine Quintessenz aus der Plauder-
ecke der Zeitung."

"Auch vom Theater?"

"Ei, gewiß. Das ist ja gerade das Beste, Fränzl, das ist die Hauptsach'. Es war mir schon recht heute, daß der Ged' von Devaviany meiner lieben kleinen Gräfin die Ehre gegönnt und über seine neuesten Coulißconnaissancen — denn er wechselt jede dritte Woche — geschwiegen hat, aber wenn wir unter uns sind, Fränzl, und in dem Korbwägelchen über die Wiese fliegen, ei, dann will ich auch hören, was mir Spaß macht, von dem Speidel und dem Spitzer und dem Herrn von Dingelstedt und dem Herrn von Laube. Verstehst sich. Und will auch hören, ob uns der Strakosch wieder ein neu Genie präparirt, oder ob uns der Herr von Wilbrandt eine neue römische Kaiserin appetitlich zurecht

macht. Ja, Fränzl, davon will ich hören. Und dann nehmen wir unsern Thee, wär's auch nur, weil ich die kleine blaue Flamme so gerne seh', viel lieber als die bei Schwester Judith, und nach dem Thee, nun, da spielen wir ein Schach oder noch lieber ein Piquet. Aber Du darfst nicht betrügen und nicht vierzehn Buben ansagen, wenn Du sie nicht hast. Und wenn dann Bollmound ist oder auch nur die Sichel über der Terrasse steht, dann laß ich den Hanka kommen und den Tolby, — denn wenn wir sie Beide haben, dann überbieten sie sich und will jeder der Erste sein, — und dann haben wir einen Ozardas und sehen zu, wie sich das junge Volk im Kreise dreht."

"Und ich tanze mit."

"Tanzt Gräfin mit," lachte der Graf. „O gewiß, das paßt. Und der Andras weiß sich zu schiden. Ist Magyar."

"Und bei solchem Leben, Betöfny, willst Du mir noch von Einsamkeit und Langeweile sprechen? Das ist ja wie aus dem Märchen."

"Ja, Fränzl, wie aus dem Märchen. Freilich. Aber ein Märchenleben ist kein Leben. Es fehlt was darin."

"Und das wäre?"

"Die Menschen."

"Ich entbehre sie nicht."

"Jetzt nicht, heute nicht. Aber es wechselt Alles. Und ein Tag ist kurz und ein Tag ist lang."

(Fortsetzung folgt.)

Aus der neuen deutschen Lyrik.

Auf den Bergen! Von Hermann v. Bequignolles.

(Ungedruckt.)

Ihr Städte unten im dumpfen Thal,
Euch plagt noch der Winter mit seiner Qual,
Ihr habt noch kein Ahnen von Auferstehn,
Ich aber habe den Frühling gesehn
Auf den Bergen.

Es steht eine Wiege auf lustiger Höh',
Dort spielet ein Büblein im schmelzenden Schnee,
Springt hin und wider im Sonnenglanz,
Trägt in den Locken 'nen grünen Kranz
Auf den Bergen.

Das sprach zu dem finstern Wandersmann
Gar artig: „Grüß Gott!“ und lachte ihn an.
Da spürt' er ein Schmelzen in wunder Brust,
Ein süß Erinnern an Lieb und Lust
Auf den Bergen.

„Du liebes Büblein, wie heißt denn du?“ —
„Kennst nicht den Frühling?“ rief's lustig mir zu.
„Grüß' mir die Menschen viel tausendmal,
Bald steig' ich hernieder in's traute Thal
Von den Bergen.“

Und hellauflauchend nach Knabenart
Entsprang der Kleine zu froher Fahrt,
Und an der Stelle, wo er stand,
Da blühte ein Veilchen am Wiesenrand
Auf den Bergen.

Ihr Städte unten im dumpfen Thal,
Euch plagt noch der Winter mit seiner Qual,
Ihr habt noch kein Ahnen von Auferstehn,
Ich aber habe den Frühling gesehn
Auf den Bergen.

Die Erbtante.

Roman

von

Johannes van Dewall.

(Fortsetzung.)

Neunzehntes Kapitel.



Am nächsten Morgen neuer Grund zu Aerger und Besorgnissen: zuerst kam der Vater mit einer Zeitung in der Hand zum Frühstück und legte diese zornig vor Egbert nieder.

„Dies das, mein Sohn — aber laut!“ befahl er und schleuderte einen Blick

auf seinen Erstgeborenen.

„Ach, Papa, — was gibt's denn nur?“ fragte die naive Frida.

„Du wirst es gleich hören,“ versetzte dieser ingrimig.

Karola schwieg, aber sie blickte sehr vergrämt und besorgt aus ihren tiefliegenden Augen hinüber... was war nun das wieder?

Der Assessor sah sehr erstaunt und nicht wenig empört drein über den Ton, mit welchem der „Alte“ ihn anließ. Sein Erstaunen wurde aber noch um ein Bemerkliches größer, als er den kleinen Artikel im „Kurier“ las, in welchem sein Name auf eine so ehrenvolle Weise genannt war. Er wurde unter den forschenden Augen der Anderen zuerst ein wenig blaß und dann sehr roth. Der Klemmer fiel von seiner Nase... Unerhört!

„Dies ist entschieden eine Verwechslung,“ log er, sich gewaltsam zusammennehmend, erhob sich und ging wütend, rücksichtslos, mit großen Schritten davon.

„Aber Papa!“

„Schweig, Einfältige!“ herrschte der Vater die Jüngste an und begann nun die ganze Schale seines Zornes vor seinen Töchtern auszuschütten. Seinen Namen so an den Schandpfahl zu heften, noch dazu jetzt, wo die Tante hier war, so öffentlich am Pranger zu stehen!

Karola erblickte.

Der Präsident las zuletzt jenen Artikel mit halblauter Stimme vor und nun gab es ein „Ah!“ und ein „D!“ nach dem andern, Ausrufe des Zornes und Worte der Anklage... Den Namen Steinfurt so zu kompromittiren, sich, sie Alle!... Das war unerhört!

Niemand bemerkte Frida's Bestürzung über den Namen Rothkirch, der ebenfalls genannt war.

„Er ist ein Schuldenmacher, ein Spieler, er läuft allen Schürzen nach und verlobbt auf seinem Bureau,“ tobte der Präsident, die Zeitung zerknitternd in seinen hageren Fingern, „ein einfältiger Genußsüchtler, ohne

Energie, ohne Ehrgeiz; — ich habe viel zu lange schon geschwiegen, jetzt werde ich handeln!“

„Bitte, lieber, lieber Vater, ärgere Dich nicht, denke an Deine kostbare Gesundheit!“ flehte Karola, ganz zerknittert.

„D, — der Teufel alterire sich da nicht! Zu alledem auch noch das!“

Er erhob sich so hastig, daß der Gartenstuhl umfiel.

„Aber ich werde hier einen Kiegel vorschieben. — Nach Indien soll der Herr, da wird er Mores lernen!“

Mit dieser bestimmten Erklärung folgte der Präsident seinem Sohne. Gleich darauf verschwand auch Frida.

Kaum war das vorüber, dann kam die zweite Unannehmlichkeit: Marie erschien, strahlend und lächelnd in ihrer hübschen Morgentoilette und erklärte, als Abgesandte der Tante Karoline, diese hätte den Wunsch ausgesprochen, heute Abend alle Mitglieder der Familie um sich versammelt zu sehen — aber alle! Dieß „alle“ wurde betont und mit einem gewissen gutmüthigen Blicke begleitet.

Sie hatte ja keine Ahnung davon, wie sauer es Karola wurde, ein nur einigermaßen konvenables Gesicht zu machen. Nur der Gedanke, der ihr blitzschnell durch den Kopf fuhr, daß sie voraussichtlich also gestern unerkannt geblieben sei — o, wie sie sich täuschte! — daß man sie wahrscheinlich im Halbdunkel für eine der Mägde gehalten habe, gab ihr Kraft.

Ein Familienabend und gerade heute, nach dem, was vorlag — welch' ein unerträglicher Zwang! — Dann aber fiel es ihr weiter ein, daß sie sich dabei vielleicht der Tante nähern könnte, daß es ihr gelingen würde, ein Wort einzulegen für ihren Vater, und ihre Mienen klärten sich auf.

Marie beobachtete sie verstohlen, indem sie ihr gegenüber Platz nahm. Sie fühlte Mitleid mit dem alten Mädchen, sie hatte ja eine ungefähre Ahnung von ihren Sorgen, — glücklicherweise besaß sie etwas, um ihr die böse Pille zu versilbern.

„Ich bin übrigens froh, daß ich Sie allein antreffe, Fräulein Karola,“ begann sie mit gesenkten Lidern und mit den Krümen auf dem Tischstübe spielend, „man ist nämlich einigermaßen Ihnen gegenüber in Verlegenheit.“

Hier blickte sie groß und freundlich auf in Karola's erstauntes Gesicht.

„Ja — offen gesagt, Ihre Frau Tante ist in großer Noth...“

„Die Tante?! . . . in . . .“

„Verstehen Sie mich nicht falsch, — sie martert sich, weil sie Ihnen so viele Unkosten und Unbequemlichkeiten verursacht und keine Ahnung hat von den hiesigen Verhältnissen, den Preisen und dem Geldwerth.“

Der schmale Mund Karola's verzog sich auf eine eigenthümliche Weise, so daß die Zähne sichtbar wurden, auf ihren Wangen brannten zwei verrätherische rothe Flecke.

„Die Tante ist sehr gütig, Fräulein Marie . . .“

„Sie hat mich deshalb beauftragt, mich mit Ihnen in's Einvernehmen zu setzen, — sie selbst versteht nämlich davon noch weniger wie ich — und bittet Sie, es offen heraus zu sagen, wenn Sie irgend welche Wünsche haben.“

Karola war ganz verwirrt; sie vermochte es kaum zu fassen, kaum daran zu glauben, daß ihr das Schicksal so entgegenkam. Sie stieß alsbald über von Dank und Versicherungen, und begann dann von Marktpreisen und theuren Zeiten zu sprechen. Sie verhaspelte sich nach Frauenart so sehr in diese Details, daß sie den Hauptzweck dabei aus dem Auge verlor. Sie erging sich in Klagen um Alles, was sie und die Ihren entbehren mußten, aber es fehlte ihr zuletzt doch der Muth dazu, einer Fremden zu sagen, daß ihr Vater so tief in Schulden stecke.

Marie, welche bemerkte, wie diese Litanei in's Endlose sich fortzog, nahm zuletzt ein Couvert aus der Tasche und übergab es Karola.

„Es sind hundert Pfund hierin; — hoffentlich reicht das Geld für einige Zeit, sonst seien Sie ganz offen, Fräulein von Steinfurt, die Tante gibt gern auch das Doppelte. Wie gesagt, bei ihrem großen Vermögen kommt es darauf gar nicht an. — Ich bitte noch einmal im Namen Ihrer Frau Tante, alle Verwandten heute zu laden; — sie möchte sie sämmtlich einmal um sich haben,“ fügte sie dann hinzu und erhob sich. „Natürlich ohne alle Umstände.“

Man gab sich die Hände und trennte sich; das Couvert an ihre freudlose Brust gedrückt stand Karola da und sah dem hübschen Fräulein nach, dessen rosa Morgenkleid durch das Grün der Büsche schimmerte, dann seufzte sie auf aus tiefstem Herzensgrund und begann das Kaffeegeschirr mit zitternden Händen zusammen zu räumen.

Zwanzigstes Kapitel.

Bei Stefani war es heute gegen Mittag außerordentlich belebt, die Gesellschaft war noch zahlreicher wie sonst versammelt, und es gab erhitzte Gesichter. In der uns bekannten Hinterstube saßen die Herren, welche gestern Abend dafür oder dawider gewettet hatten, daß Herr von Pfeil es herausbekommen würde, wer die beiden fremden Damen waren, die sie so eklatant hatten abfallen lassen, sie tranken jetzt die Wette aus. Der kümmerliche Reiteroffizier mit den lebhaften schmalen Augen und der durchdringenden Stimme hatte zwei Zeugen, — es waren eine Majorin von Bredau aus Berlin und deren Cousine — sie hatten sie verfolgt bis in ihre Höhle, die

Bantherkagen — der Assessor war mit unter den Zahlenden, aber noch nicht zur Stelle; man erwartete ihn mit einiger Sehnsucht.

Vorn saßen die übrigen Gäste und frühstückten und unterhielten sich lebhaft, und das Thema aller Gespräche bildete natürlich der Artikel im Kurier.

Die Meinungen gingen sehr auseinander:

„Na, meine Herren, ich will euch 'mal was sagen,“ sprach ein älterer Premierlieutenant mit einem schwarzen, martialischen Vollbart, „wundern thut es mich nicht, daß endlich 'mal den Leuten die Geduld vergeht, denn Einige von uns treiben es wirklich arg mit diesen Courmachereien . . .“

„Zugegeben, Herr von Haagen, aber das ist kein Grund, Einen so vor die Deffentlichkeit zu ziehen,“ rief ein Anderer erregt dazwischen.

„Ja, dem Kerl, dem Redakteur muß man auf's Dach steigen!“

„Sie sind etwas kurzichtig, Graf Igstadt,“ versetzte der Premierlieutenant trocken, „sonst würden Sie bemerkt haben, daß der Redakteur völlig unschuldig ist an dieser allerdings sehr fatalen Geschichte — das Inserat steht unter dem Strich, rührt also von einem Einsender her.“

„Ganz egal, — dann durfte er es nicht aufnehmen.“

„Wüßte nicht, wie er das hätte machen sollen.“

„Baumbach hat völlig Recht,“ mischte sich hier ein älterer Herr in's Gespräch, der eben sein kleines Frühstück beendet hatte, „diese Attaken da oben sind, unter uns gesagt, ein Aergerniß . . . Ich habe schon vielfach und von den wohlgesimtesten Personen darüber klagen hören. D . . . ist eine Fremdenstadt; die Herren, die dort oben und an anderen Orten thun, als wäre jedes hübsche Gesicht eine gute Beute, sollten doch Zweierlei bedenken: einmal, daß sie in Uniform sind und sodann, daß sie gar nicht ahnen können, wer Alles sie und ihr Benehmen beobachtet und beurtheilt.“

„Na, dieses Mal sind sie gut angekommen!“ spottete ein Anderer.

„Ganz richtig, und die Sache kann sehr üble Folgen haben, wenn der Major von Bredau, der Gatte der einen Dame, durch jenes Inserat erfährt, wer die Herren waren, die die Seinen einer so liebenswürdigen Beachtung für werth hielten.“

„Jetzt trinken sie drüber Champagner; die sauren Gesichter werden aber schon nachkommen.“

„Ganz egal, aber das Inserat . . . Der Kerl, der Redakteur, der muß Eins draufkriegen, denn sonst hörte ja Alles auf!“

„Lieber Graf, ich will Ihnen etwas sagen . . . Machen jetzt so aus jeder Mücke 'nen Elephanten, wenn es uns angeht, diese demokratischen Blätter.“

„Zieht nicht, — ist gar kein demokratisches Blatt.“

„Graf Igstadt hat Recht, — denn wenn es Mode würde, daß es jedesmal in die Zeitungen käme, wenn Jemand von uns sich einfallen läßt, ein hübsches Frauenzimmer anzusehen, das wäre ja noch schöner, dann hörte ja aller Spaß auf!“

„Beim Ansehen ist es leider nicht geblieben . . .“

„Wenn auch . . . der Offizier, der sein Leben vor dem Feinde lassen muß, hat gewisse Vorrechte.“

„Hat er auch, hat er auch!“ riefen Mehrere zugleich.
 „Hat er auch,“ bestätigte ebenso der Premierlieutenant, „nur nicht nach dieser Richtung. — Ich finde nur dieses Anstarren und Ansprechen von Damen weder passend, noch chevaleresk; man denke doch nur einfach, es passirte das in einer andern Stadt unseren eigenen Frauen oder Schwestern.“

„Sehr richtig!“

„Und was das Andere anbetrifft, liebe Freunde, wir lassen unser Leben vor dem Feinde, — bon — das ist unsere verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, das ist unser Beruf, — aber Andere thun es ebenso gut, deren Beruf es eigentlich nicht ist; die dürften dann dieselben Vorrechte usurpiren und da möchte dann die Terrasse bisweilen und namentlich bei den Landwehrübungen einen recht interessanten Anblick gewähren.“

„Nun, — im Uebrigen, meine Herren,“ mischte sich hier ein Adjutant von der Kommandantur mit leiser Stimme in die Rede; „unter uns, die Herren da oben sind ganz der Meinung unseres verehrten Premiers; — es wird ein kleines Donnerwetter geben, denn jenes Inzerat hat an höchster Stelle sehr verdrossen.“

*

Im Hinterzimmer hatte sich mittlerweile auch der Assessor von Steinfurt eingefunden, sehr übler Laune, denn er sollte den Antheil an der verlorenen Wette bezahlen und hatte kein Geld, da er Alles wieder verspielt hatte; — wie gewonnen, so zerronnen, — und vor Allem weil sein Chef ihn auf den Mittag zu sich, in seine Wohnung bestellt hatte. Das hatte natürlich etwas zu bedeuten.

Ueberdies, jenes Inzerat — sein Name war plötzlich in aller Leute Mäulern.

„He! wo stecken Sie denn, Neffe der famösen indischen Tante!“ rief man ihm zu, als er hereintrat und die Akten und den Hut in eine Ecke schleuderte. — „Wir mußten anfangen ohne Sie.“

„Meinetwegen,“ erwiderte Jener und fuhr sich durch das Haar.

„Wie der Mensch aussieht!“ spottete Jemand.

In der That, der ehemalige Diplomat sah heute ganz besonders übel aus, sein Gesicht entstellte durch inneren Zorn, der selbstsüchtige Zug um seinen schmalen Mund, mit den defekten Zähnen, noch hervortretender wie sonst, die Augen eingesunken, die Hautfarbe blaß, beinahe grünlich und dazu selbst der Anzug in Unordnung.

„Na, setzen Sie sich hieher und ärgern Sie sich nicht; wir sind Alle über Nacht zu Berühmtheiten geworden.“

„Dem Hund von Redakteur gedenke ich's!“ plägte Steinfurt heraus, „dem schlage ich die Fenster ein.“

„Recht so, — dann bekommen Sie die Rechnung,“ rief die dünne Stimme des Lieutenant von Pfeil sehr vergnügt und ließ ein kleines, gellendes Aufschlagen hören.

„Trinken Sie, Steinfurt . . . trinken Sie!“

„Für nachher zu meinem Chef befohlen,“ brummte der Assessor und stürzte schnell zwei Gläser hinunter, „und mein Alter ist im Stande und enterbt mich; er ist in einer geradezu scheußlichen Wuth.“

„Na, — dann heirathen Sie die Tante — auf den Abbruch.“

Bei der Erwähnung seines Vaters hob Lieutenant von Rothkirch das eine Auge. — Er hatte nämlich vorhin einen Brief bekommen, er steckte jetzt vorn in der seidenen Brusttasche seines Attila, worin Frida von Steinfurt ihm die unerhörtesten Dinge sagte, — ein wahrer Feuerbrand an Eifersucht, diese magere junge Dame!

Rothkirch nahm es kaltblütig — er hatte einen guten Stoff zum Ausreden: er hatte ihrem Bruder sein Wort gegeben, sie in Ruhe zu lassen, — mußte ihr entsagen, wegen Mangel an Fonds, — die reine Verzweiflung nur hatte ihn getrieben, auf die Terrasse zu gehen.

Welch' ein hübscher, bequemer Grund, die Sache abzubrechen! — Der Husar, sanft geröthet, betrachtete tief sinnig seinen gelben Siegelring und dann die aufsteigenden Perlen in dem hohen, schmalen Glase.

„Na, Prost!“ sprach er plötzlich, nickte dem Assessor zu und trank. — „Also Sie sollen auch gehunzt werden?“

„Sprechen Sie mir nicht davon, — ich bin in einer kaum beschreiblichen Laune,“ versetzte Jener verdrießlich.

„Ist auch kein Wunder . . . so abzufallen!“ spottete der Graf.

„Bei der schönen Frau von Bredau,“ krächte der Magere.

„Können sich gar nicht wieder da oben blicken lassen.“

„Kriegen am Ende noch Standal mit dem Gatten.“

„Und noch bezahlen müssen obendrein und ausgehunzt zu werden!“ — Sie fielen Alle über ihn her; — er sah sie an, Einen nach dem Andern, zuckte mitleidig die Achseln und schenkte sich ein neues Glas ein.

Nach einer Weile guckte Egon herein und rief seinen Bruder heraus. Der Vater schickte ihn, ihn nach Haus zu holen. — Der Dragoner sah sehr ernst aus: er hatte soeben den Dagomar verkauft. Er sprach kein Wort und machte seinem Bruder nicht den leisesten Vorwurf, denn seine Gedanken beschäftigten sich fortgesetzt mit dem Pferde. — Was wurde nun? — Wovon sollte er existiren, wenn er keinen Gaul mehr hatte?!

Er hatte seine Pflicht erfüllt gegen seinen Vater, aber mit welchen Opfern! — Er hatte die Henne geschlachtet, welche die goldenen Eier legte, — was nun kommen würde, war ihm unklar.

Egbert sprach und beklagte sich in Einem fort unterwegs, er hörte ihn kaum. Zu Hause angekommen, ging er nach dem Stall und gab dort einen Befehl. Der Dragoner machte ein großes, erstauntes Gesicht, dann aber dachte er an das Halstergeld, was für ihn abfiel, und blickte freundlicher.

Der Dagomar wurde herausgezogen, eingehend inspiziert und geliebkost. Er wurde dann gepuht und gewaschen und kaum war das geschehen, so kamen drei Herren, — ein Offizier und zwei in Civil, mit grauen Hüten und langen, wehenden Bärten. Diese betrachteten das Pferd von allen Seiten, hoben ihm die Hufe auf, schauten ihm in Maul und Nase,

ließen es herumführen im Schritt und im Trabe und zogen schließlich mit demselben ab. — Tief betrübt ging der Lieutenant in's Haus und ohne auch nur im entferntesten zu ahnen, wie scharf man ihn beobachtet hatte in der ganzen Zeit.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Seit sich das Gerücht in der Stadt verbreitet hatte, daß eine indische Dame mit fabelhaften Reichthümern daselbst angekommen sei, konnte es natürlich nicht ausbleiben, daß dieselbe mit Bittgesuchen bestürmt und von allerhand zweifelhaften Persönlichkeiten belästigt wurde. In einer jeden Großstadt gibt es ja ein Heer von verschämten und unverschämten Bettlern, welche sich solche Gelegenheiten zunutze machen.

Um sich gegen diese Zubringlichkeiten zu sichern, hatte die Erbtante einen Rath befolgt, welchen der Kommerzienrath ihr gegeben hatte, der zwar selten mehr in das Haus kam, aber brieflich beinahe täglich seine guten Dienste, und namentlich in Geldangelegenheiten, anbot.

Sie hatte einem Armenverein eine größere Summe gesandt, mit der Bitte, alle jene Briefe zu prüfen und nach Gutdünken damit zu verfahren. Bittsteller, welche persönlich vorsprachen, wurden unnachlässig abgewiesen. Es kamen deren nicht wenige, Herren und Damen in den feinsten Toiletten, darunter gewandte Leute, welche mit aller List einzubringen suchten, aber der brave John und auch der Bediente des Hauses wiesen sie allemal an Karola und diese verstand es vortrefflich, dieselben abzuwettern.

Gegen halb ein Uhr stieg ein großer Herr, mit einem prächtigen Vollbart, in Oberrock und schwarzen Beinkleidern und Handschuhen gris perle die Treppe des Regierungsgebäudes hinauf und klingelte in der ersten Etage.

Der Diener öffnete.

„Ist Mrs. Macduff zu Haus?“

Ein mißtrauischer Blick — denn Jener meinte nicht anders, als es sei wieder einer der bewußten vornehmen Bettler, den er vor sich habe, da er den Doktor nicht kannte. Er war erst seit einem halben Jahre im Dienst des Präsidenten und dieser hatte seit der ganzen Zeit das Haus seines Verwandten nicht betreten.

„Ich glaube kaum,“ versetzte der Diener mitten in der Thüre stehend, diese gleichsam mit seinem Leibe schützend.

Aus seinen dunklen klugen Augen warf der Fremde dem Burschen einen Blick zu; — ohne ungehalten zu sein, griff er ruhig in seine Brusttasche und zog ein Täschchen hervor.

„Tragen Sie das der Dame hinein,“ befahl er. Vorsichtig schloß Jener die Thür und las drinnen erst die Karte.

Dr. Arnstein, praktischer Arzt, stand auf derselben. — Er lächelte schlau: „Kennen wir schon!“ — Unter allen möglichen Titeln waren sie gekommen, Etliche sogar zu Wagen, Barone, Grafen und Gräfinnen darunter.

Er ging zu Fräulein Karola und zeigte ihr die

Karte. Diese erhob sich hastig und wurde ein wenig betreten. — Du lieber Gott, früher, als der Vater noch der einfache Regierungsrath Steinfurt war, als ganz junges Mädchen hatte das egoistische Herz da drinnen hinter der flachen Brust für den Vetter, der mit ihr in einem Alter war, poetisch, lebhaft geschwärmt.

„Führen Sie den Herrn herein, Fritz,“ sprach sie, immer noch den Namen lesend.

Der Diener ging, sie fuhr sich schnell mit den schmalen Händen über das Haar. Ueber ein Jahr war es her, daß sie den Vetter nicht gesehen hatte. Der Vater konnte ihn nicht leiden, er sei ein Freigeist, ein Demokrat, sagte er; es hatte einmal einen großen Streit zwischen Beiden gegeben, als der Präsident sich adeln ließ, auch Differenzen wegen Egbert. Im Uebrigen konnte man dem Doktor nichts nachsagen; er war ein sehr geschickter Arzt und hatte sein reichliches Auskommen.

Jenes Gefühl war längst erloschen, da es niemals erwidert wurde, nur schüchtern hatte es sich zu äußern gewagt, und der Vetter war immer nur verliebt in seine Studien. Dennoch empfand Karola jetzt ein Zusammenziehen in der linken Brust, als der hohe, ernste Mann hereintrat.

„Ihr Herr Vater hat an mich geschrieben — eine Einladung zu heute Abend,“ sprach er mit seiner tiefen, vollen Stimme und richtete sein Auge auf das vor der Zeit gealterte Mädchen, das ihm entgegen trat. Er nahm ihre Hand und fühlte einen leisen Gegendruck.

„Ich freue mich aufrichtig, Sie zu sehen, Vetter Rudolph,“ erwiderte Karola, ihr Auge zu ihm erhebend und mit einem fast herzlichen Ton der Stimme, der bei ihr sehr selten war, „Sie wissen, die Tante Karoline ist hier?“

Er nickte. „Ich erfuhr es zufällig.“

Sie wurde sehr roth und verlegen.

„Sie wünscht Sie zu sehen, uns Alle, heute Abend,“ fuhr sie mit einem Hüfeln fort.

„Ich dachte, die alte Dame hätte keine Ahnung von meiner Existenz, sonst wäre ich wohl schon einmal gekommen, sie zu begrüßen.“

„Die ganze Familie wird beisammen sein,“ sagte Karola, ohne auf seine Worte direkt etwas zu erwidern.

Ueber das kluge, offene Gesicht des Doktors zog ein heller Schein und in seinen Augen zuckte es humoristisch, als dächte er bei sich: das kann heiter werden.

„Und da Sie mit zu derselben gehören, so schrieb Papa . . . Ich freue mich, daß mir auf diese Weise einmal wieder nach so langer Zeit Gelegenheit wird, Sie zu sehen.“

„Ich danke Ihnen, Cousine. Ich meine, im Grunde ist es Unrecht, wenn Verwandte nicht in Eintracht leben; aber meine Schuld ist es nicht. — Nun, ich werde kommen. Kann ich Tante Karoline nicht vorher begrüßen?“

Karola erhob sich mit einiger Hast, eine Falte auf der Stirn.

„Sie ist sehr sonderbar — ich werde anfragen.“ Der Doktor sah ihr nach, wie sie klopfte, sah

John in seiner krebserrothen Livree erscheinen und mit der Starke verschwinden. Beinahe unmittelbar darauf trat statt seiner eine blühende, blonde junge Dame herein.

Sie erkannte den Doktor augenblicklich: in einem Handschuhladen hatten sie ihn neulich Morgens getroffen. Frauen haben Augen auf dem Rücken: sie hatte recht wohl bemerkt, daß der lange Herr mit dem klugen Gesicht ihnen nachsah. Auch der Doktor erkannte sie augenblicklich wieder; sein Gesicht bezeugte ein erhöhtes Interesse und er erhob sich.

„Fräulein Marie Werner, gestatten Sie, daß ich Ihnen den Doktor Rudolph Arnstein vorstelle, unsern Vetter,“ sprach Karola förmlich, — „die Gesellschaftsdame der Tante Karoline.“

„Wenn ich nicht irre, hatte ich schon einmal das Vergnügen, Sie zu sehen, mein Fräulein,“ hub der Doktor an, „Sie waren in Begleitung einer andern jungen Dame in einem blauen Kleide und kauften Handschuhe.“

Marie lächelte schalkhaft. Ei, ei! Der lange Herr wußte die Farbe des Kleides, welches Elisabeth getragen hatte? Das war ein großes Kompliment, das heißt für Jene — offenbar also galt das Nachsehen Jener und nicht ihr.

„Ganz recht, mein Herr, und ich meine, ich erinnere mich jetzt Ihrer auch — es war am Markt,“ versetzte Marie.

„Und jene junge Dame?“

Hier sah Marie dem Doktor zwar lächelnd nach, aber aufmerksam in die Augen.

„Eine Freundin von mir. — Wir gingen in Wien zusammen in die Schule. — Doch entschuldigen Sie, Mrs. Macduff möchte Sie gern sehen, sie ist aber noch bei der Toilette. Verzeihen Sie, bitte, nur einige Minuten, ich eile ihr zu helfen.“

Gleich darauf erschien sie strahlend und lachend vor Elisabeth. „Wahrhaftig, Lisel, wir haben eine Eroberung gemacht!“ rief sie, in die Hände klatschend. „Du schaust kalt und ungläubig drein? — Dießmal eine moralische, einen großen, hübschen, praktischen Arzt, Doktor der Medizin — Deinen eigenen Vetter!“

„Was redest Du da für Zeug?“ versetzte Elisabeth, welche eben Grau auf Wangen und Stirne auflegte.

„Noch besser — wenn ich ‚wir‘ sage, so meine ich eigentlich Dich. Der Herr neulich früh im Handschuhladen, der große hübsche mit dem Vollbart, er wußte sogar die Farbe Deines Kleides noch — ein Doktor!“ —

Elisabeth drehte sich herum.

„Der ist mein Vetter?“ fragte sie ungläubig.

„Sitzt vorn im Salon. — Willst Du die Schminke nicht lieber abwischen und als Fräulein Wild Dich präsentiren?“

„Thorheiten, Schatz!“

Sie nahm den Schwarzkreide und dann die Puderquaste.

„Komm, schau' mich an, ob Alles gut ist.“

Sie sprach dann einige Worte zu Asta, welche alsbald die Vorhänge zusammenzog, so daß sich ein Dämmerlicht im Zimmer verbreitete.

Deutsche Roman-Bibliothek. XII. 16.

„Alles in Ordnung,“ versetzte Marie nach kurzer Prüfung. „Aber willst Du ihn denn hier drin empfangen?“

„Hier — ja. Ein Doktor hat ja überall Zutritt, und hier bin ich sicherer vor seinen requirirenden Blicken, als im Salon.“

In Eile wurde die Toilette beendet und ausgeräumt. Als alle Akteure bereit waren, wurde John entsandt, um den Vetter herein zu holen.

Mit einigem Erstaunen sah der Doktor die zum Theil fremdartige Einrichtung in den Zimmern, die er durchschritt, die Gewänder, welche hier und dort an einem Nagel hingen, und den braunen Ven, der sich mit der seiner Kaffe eigenen Grandezza verbeugte, als er vorüberschritt. Im dritten Gemach empfing ihn Marie, im vierten endlich, im Dämmerlicht der Vorhänge erblickte er eine dicke, dunkle Masse, welche sich bewegte, und ein braunes, schlankes Hindunmädchen, dessen dunkle Augensterne mit sanftem, aber ausdrucksvollem Schimmer auf ihn gerichtet waren.

„Welcome my child,“ sprach eine tiefe, etwas heisere Frauenstimme. Er sah im Dunkel zwischen allerhand seltsamen Verhüllungen zwei Augen rollen. „Ich bin Dein altes aunt Karoline und Du bist der Sohn von meine Vetter Ernst, dem Schwesterjohn meines verstorbenen Vaters.“

„Der bin ich,“ sprach der Doktor und nahm auf einen Wink Mariens Platz, „ich komme hieher, um Ihnen meine Freude auszusprechen, daß Sie leben und wohl sind und daß Sie in die alte Heimat zurückkehrten.“

„Lebendig ja, aber wohl nicht, denn Du mußt wissen, das Klima da unten ist ein mörderisches und ich habe erduldet viele Strapazen, auf die Reisen mit mein Mann,“ versetzte die Alte dann kopfschüttelnd.

Der Doktor betrachtete mit Erstaunen und Besorgniß die dicke Maschine, die träge in den Rissen lehnte; er unterschied einen Haufen Kleider und allerhand Umhüllungen, welche bei der herrschenden Hitze entschieden schädlich waren, auch roch es so eigenthümlich nach Rum im Zimmer.

„Aber Du bist geworden ein hübscher, großer Jung,“ fuhr die Tante fort, „Dir geht es gut?“

„Ich danke verbindlich, ich bin zufrieden. Ich habe Praxis und bin gottlob gesund.“

„Das sein die Hauptsache,“ laute die Alte durch die Zähne. Sie sah dabei den Doktor unverwandt an und überlegte im Stillen, wie sie sich ihm gegenüber benehmen sollte. Er war jedenfalls ein ernster, geschiedter Herr, dieser Vetter — man sah es ihm an — sie that deßhalb gut, sich zu menagiren.

„Mary.“

„Mrs. Macduff.“

Sie flüsterte der jungen Dame etwas in's Ohr, worauf diese verschwand.

Elisabeth betrachtete ihr Gegenüber immer noch aufmerksam. Es war ersichtlich, daß sie Gefallen an demselben fand, und je länger, desto mehr. Der Doktor war aber auch ein Mann, der sich sehen lassen konnte, eine stattliche, sympathische Erscheinung. Sie fand ihn hübsch, und weil er klug und charaktervoll

aussah, und weil er ein gewinnendes Lächeln hatte, gefiel er ihr doppelt.

Der Doktor dagegen betrachtete die indische Tante mit einem Gemisch von Mitleid und Widerwillen; er war als Arzt gewohnt, mancherlei Seltsames zu sehen, aber dieß hier war eine ganz neue Spezies.

„Und Deine Eltern — leben Sie noch?“ fragte die Alte, sich vorbeugend.

„Sie sind leider Beide gestorben — die Mutter schon vor langen Jahren,“ versetzte der Doktor.

„Das bedaure ich sehr.“

„Sie erinnern sich derselben noch?“

„Deiner Mutter? — O ganz gut, obwohl es über vierzig Jahre her ist, daß ich sie zum letzten Male sah . . . hier habe ich ein kleines Geschenk für Dich mitgebracht,“ unterbrach sie sich, indem sie Marie einen kleinen Kasten abnahm, von seltsamer Arbeit, und darin herumzuwühlen begann. Der Doktor sah aufmerksam und nicht gerade erfreut zu ihr herüber. Er war ein stolzer Mann und wußte, daß Geschenke verpflichten; nur aus Höflichkeit und Respekt vor dem Alter unterbrach er die Tante nicht.

„Dieß ist indische Arbeit, ein Ring, den mein seliger Mann trug, der Kapitän Cawnpore, im Jahre 1857, wo wir Beide nur mit Mühe den Klauen Nena Sahib's entgingen. — O, mein Sohn, welch' eine schreckliche Zeit! . . . Hunderte von junge Mädchen massakrirt und in die Brunnen gestürzt und das Andere! . . .“

„Das haben Sie miterlebt?“ fragte der Doktor mit Interesse.

„Das! — o, es war am 15. und 16. Juli 1857, das und noch vieles Andere. — India ist ein Himmel und eine Hölle, mein lieber Sohn. — Aber hier nimm.“

Sie hatte mehrere Stuis geöffnet und geschlossen; dasjenige, welches sie ihm reichte, enthielt einen Ring von seltener Arbeit und großem Werthe. Ihr Mann war ein großer Kenner und Liebhaber von Steinen gewesen. Der Ring war achteckig, erhaben und wurde aus Brillanten gebildet, welche einen Rubinen umgaben, der im Halbdunkel wie ein großer Blutstropfen schimmerte.

Elisabeth sah, wie der Doktor erröthete und zwischen seinen dunklen, ausgeprägten Brauen eine trockige Falte zum Vorschein kam. Sie empfand Freude: diesem Vetter da war der Eigennuß entschieden eine unbekannte Sache. Es war ihm offenbar unangenehm, den Ring zu nehmen.

„Sie sind sehr gütig, Tante, aber wirklich . . .“

„Du wirst mir doch nicht die Schande anthun, mein kleines Präsent auszuschlagen,“ unterbrach sie ihn, offenbar beleidigt, und wackelte mit dem Kopfe, „in India und bei die Orientalen ist das eine große Schimpf.“

„Einen solchen beabsichtige ich natürlich nicht, aber ich bin Europäer, ein ehrlicher Deutscher, Tante.“

„Nichts da, nichts da! Gib mir Deine Hand!“

Marie nickte immer eifriger. Endlich ließ sich der Doktor überreden, dankte und steckte das Stui in seine Tasche.

„Ich hatte schon einmal die Ehre, das Fräulein zu sehen.“

Er sah zu Marie Werner hinüber und verbeugte sich leicht.

„Ich sah dasselbe vor einigen Tagen in einem Laden, mit einer andern jungen Dame zusammen, die ein wenig größer und brünetter war als sie.“

„Meine Freundin, Mrs. Macduff . . . Elise.“

„Ganz recht — die Elisabeth,“ bestätigte die Alte.

„Die junge Dame wohnt hier in der Stadt?“

Marie warf dem Doktor einen Blick zu und verbarg dann hinter gesenkten Lidern kaum ein Lächeln.

„Nein, Herr Doktor.“

„So, so — ich dachte . . .“

„Sie wohnt unfern von hier auf dem Lande, bei Blasewitz. Sie ist übrigens nur zum Besuche hier.“

Der Doktor wollte offenbar noch fernere Fragen thun, aber die Höflichkeit ließ ihn seiner Neugierde Schranken setzen. Er erhob sich, fragte, ob der Tante denn die vielen Umhüllungen nicht das Blut nach dem Kopfe trieben, bedankte sich noch einmal und ging. Als er bei dem ausgestopften Hunde vorüberkam, mit den großen, glänzenden Augen, trat ein Lächeln in seine Augen, welches nicht frei von Sarkasmus war.

„Der Lieblingshund des Kapitän Macduff,“ sprach Marie erklärend, welche dasselbe bemerkte.

Er sah sie an mit seinen großen, faszinirenden Augen und sprach:

„Sagen Sie doch der Tante, daß sie sich leichter kleidet — ihre Tracht ist bei dieser Hitze äußerst ungesund.“

„Wo denken Sie hin?“ versetzte Marie lebhaft, „wir kommen aus Indien — wir frieren hier, mein Herr.“

„So! — Das ist etwas Anderes. Auf Wiedersehen, mein Fräulein.“

Er empfahl sich und Marie eilte zurück zu ihrer Freundin.

„Nun — wie gefällt Dir Dein Vetter?“ rief sie lustig und nahm die Hände Elisabeth's in die ihren.

„Der Doktor gefällt mir gut,“ versetzte Elisabeth heiter, „wir werden ihn unter unsere Protektion nehmen.“

Sie variierten dieses Thema nach Mädchenart, sie theilten sich umständlich ihre Bemerkungen mit und knüpften Reflexionen daran. Ja, sie machten sogar ihre Plänen; sie wollten den gesegneten Herrn Doktor mit der Freundin aus Blasewitz ein wenig zum Besten haben. Ein Wort gab das andere, Marie verstieg sich sogar bis zu der Idee, den lästigen Diplomaten auf eben solche Weise zu mystifiziren, jenen gutmüthig, diesen arglistig, indem man versuchte, ihn durch irgend ein zärtliches Briefchen von den Orten fern zu halten, wohin sie zu gehen beabsichtigten.

Sie plauderten so, bis John Jemanden von der Post anmeldete, ein beschwerter Brief aus London kam. Geschäfte — man wurde wieder ernst: ein Brief von dem Londoner Advokaten. Sie vertieften sich Beide in die Lektüre.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Abend kam und mit ihm die Gäste, zuerst der Kommerzienrath und Helene, demnächst auch Doktor Rudolph.

Nichts Unbehaglicheres kann es geben, als eine solche zusammenbeordnete Gesellschaft naher Verwandter, die in Unfrieden mit einander leben und deren Wünsche und Interessen diametral auseinandergehen. Die von Steinfurts, bis auf den Lieutenant, hielten sich stolz zurück, namentlich Egbert, während der Kommerzienrath mit einem höhnischen, triumphirenden Gesicht gerade diesen häufig fixirte (er hatte den Artikel gelesen und gönnte ihm die Schande), wohinter sich allerdings sein Neid und sein Zorn nur schlecht verbargen; denn im Grunde hatte er eine große Angst, die Sippe dort drüben könnte sich in das Herz der Tante hineinintrigüiren und ihm vor der Nase das Fett von der Suppe abschütten.

Da die Tante ihn trotz allen Anstürens nicht vorlieb, bombardirte er sie mit Briefen, voll offener und versteckter Warnungen, guter, geschäftlicher Rathschläge, Anerbietungen und dergleichen.

Jetzt unterhielt er sich lebhaft und überaus freundlich mit dem Doktor, bloß um die Anderen zu ärgern, obgleich die Beiden sich nicht einmal grüßten auf der Straße und Jener ein sehr zurückhaltendes Wesen beobachtete.

Der Präsident war zerstreut und niedergeschlagen, das freute den Stiefbruder; den Schuldenmacher drückte wohl wieder irgendwo der Stiefel. Der ehemalige Diplomat sah gelangweilt und mißmuthig drein und Frida konnte ihre innere Unruhe kaum beherrschen. Dagegen thronte auf Karola's Stirn heute ausnahmsweise ein Schimmer von Heiterkeit. — Machte das der Doktor? — Die Herzen der Frauen sind ja wunderbar, unergründliche Räthsel. Aber war denn der Doktor nicht ihr Vetter und lebte jahrein jahraus in derselben Stadt mit ihr?

Der Präsident, einmal in die Nothwendigkeit versetzt, mit den Verhassten zusammen zu sein, machte die Honneurs seines Hauses mit Würde und schien selbst das provozirende Benehmen seines Bruders nicht zu bemerken. Er bat Platz zu nehmen, man reichete Thee. Aber erst mit dem Erscheinen Mariens kam ein anderer Hauch in diese Gesellschaft. — Man wußte, daß die Gesellschafterin bei der Tante außerordentlich in Gunst stand, hatte selbst erfahren, daß Jene derselben ein ganzes Vermögen geschenkt hatte, dank der Indiskretion eines hiesigen Rechtsanwaltes, welcher die Schenkungsakte aufgenommen hatte. Sie war deshalb eine Person von großer Wichtigkeit. Ein Jeder suchte ihre Gunst zu gewinnen und durch sie zur Tante zu gelangen; sie war außerdem hübsch und lebenswürdig. Der Diplomat blickte auf, als sie hereintrat, sein eingesunkenes Auge bekam einen Schimmer von Feuer und er begann alsbald in seiner Weise mit dem hübschen Mädchen zu kokettiren, sie anzuschmachten. Diese wandte sich aber nicht an ihn, sondern an Helene und demnächst an Egon, den sie bald in eine heitere Plauderei verstrickte.

„Wo haben Sie denn Ihr schönes Pferd?“ fragte sie ihn unter Anderem

„Welches, mein Fräulein?“ versetzte der Offizier.

„Den Dagomar.“

Er wunderte sich, daß sie den Namen kannte.

„Den habe ich verkauft,“ sprach er und sie sah es ihm an, daß es ihm weh that.

„Das ist schade; ich hatte so viel Freude daran, das schöne Thier zu sehen. Trennt man sich denn so leicht von einem solchen Freunde?“

„Doch nicht, mein Fräulein, nur wenn man muß.“

Sie sah ihn an, es klang verhaltener Schmerz und Bitterkeit aus diesen Worten heraus, — das gab ihr zu denken.

Sie wandte sich dann an den Doktor und befreite diesen von dem wenig beliebten Dikel.

„Sie müssen Mrs. Macduff noch ein wenig entschuldigen,“ sprach sie zu ihm, „sie ist ein wenig übler Laune heute und ihre Korpulenz macht sie schwerfällig. — Sie ist noch beim Ankleiden.“

Auch diesen verwickelte sie schnell in ein heiteres Gespräch.

Dem Assessor schien es, daß die junge Dame tausend Reize dabei entwickelte. Sie war heute mit ganz besonderem Geschmack gekleidet, ihr rosiges Gesicht war belebter noch als sonst, und ihre dunkelblauen, großen Augensterne sprachen berebt. Dabei hatte sie eine so grazios-üppige Figur und so hübsche Bewegungen . . . es war ein Skandal, daß Fräulein Werner alle Anderen berücksichtigte, nur ihn nicht. Aber man kennt diese Art weiblicher Koketterie . . . Wie beim Scheine der Lampen die Solistäre in ihren rosigen Ohrläppchen blühten! . . . Wetter! zum mindesten hunderttausend Thaler sollte sie besitzen . . . das war ein schönes Geld! — Sie war zwar nur ein Fräulein Werner, eine Art von Bonne oder Gouvernante, aber ihr Vater war Offizier gewesen und sie selbst eine gute Partie.

Er wandte sich zu Karola und begann leise mit dieser zu sprechen, ohne Marie mit den Augen zu verlassen. Die Schwester sah plötzlich ungläubig, beinahe erschrocken zu ihm auf und machte eine schnelle Erwiderung. Dann blickte sie nachdenklich auf Marie, als erwäge sie etwas, und begann von Neuem leise und eifrig zu sprechen.

Frida maulte in einer Ecke, der Lieutenant hatte sich Helene genähert. — Nun kam der Thee. Marie bat dringend, ohne die Tante zu beginnen; in Folge dessen nahm man Platz. Als die Ungemüthlichkeit ihren höchsten Grad erreicht hatte, erschien John in Livrée und hoher Binde und meldete: „Lady Karoline Macduff.“

Die dicke Masse schwanke herein, auf Ben und Asia gestützt, scheuchte die lieben Verwandten, welche sich herandrängten, mit einer Handbewegung und einem Kopfschütteln zurück, verbogte sich und nahm dann schwerfällig, mit einem Stöhnen in einem Sopha Platz, in einem der entferntesten Winkel des Saales.

„Sie ist ein wenig unpäßlich — lassen Sie sie,“ flüsterte Marie den Anderen zu.

Alle waren aufgesprungen; der Lieutenant stand zufällig neben dem Doktor.

„Fabelhaft!“ sprach er mit einem Blick auf die Goldtante.

Marie vernahm das Wort und unterdrückte nur mühsam ein Lächeln. Der Doktor schüttelte den Kopf, der Aufzug der alten Dame war heute noch grotesker wie sonst. Ihre Gewänder schimmerten, die bunt gewirkte, glatte Seide glänzte wie eine Schlangenhaut; wo ein Lichtschein sie traf, spielten sie in allen Farben des Regenbogens. An ihrem umfangreichen Gürtel hingen Fächer und Tasche, ihre behandschuhten Hände hielten Dose und Tuch und an ihrem Turban prangten Juwelen und Federn.

Offenbar hatte sich die Tante des Familienabends wegen so kostbar geschmückt, vielleicht war es nur Müchtheit, vielleicht aber wünschte sie auch zu imponiren. Dazu kam, daß ihr braunrothes Gesicht hinter den weißen Tüchern und Schleiern, welche wie gewöhnlich den untern Theil ihres Gesichts verhüllten, schier unheimlich aussah, — man konnte sich vor ihr fürchten.

„Ich bitte, laßt euch nicht stören,“ sprach sie dumpf, „ich fühle mich heute nicht ganz wohl; die schwere Luft . . . uff! . . . Ich hoffe, ihr unterhaltet euch gut. Nehmt Alle Platz . . . John! . . . gif me brandy and water.“

Mit Erstaunen sah der Doktor, wie John ein Glas mit einer gelben Flüssigkeit hereintrug, welches die alte Dame mit zwei großen Zügen leerte.

„So macht sie es immer,“ flüsterte ihm der Lieutenant zu.

„Helene, mein Kind . . . setz' Dich her zu mir,“ kommandirte die Tante.

Helene nahm ihren Stuhl und trug ihn zu dem Sopha, der Lieutenant bemerkte dieß kaum, als er aufsprang und ihr behülfslich war.

„So,“ sagte die Tante, ihn mit großen Augen ansehend, „Du bist galant, das kleidet einen jungen Mann sehr gut, besonders einen Offizier. Mein Mann war auch galant, sehr galant . . . zu galant!“

Sie begann alsbald mit der Gesprächigkeit des Alters eine lange Geschichte dem Lieutenant und Helenen zu erzählen von ihrem Kapitän, die manchmal ein wenig seltsam klang. Von den Uebrigen, da Niemand sich zu nähern wagte, hörten nur die Zunächststehenden etwas von derselben, die anderen von Steinfurt begannen in Folge dessen mit leiser Stimme unter sich zu sprechen, während der stämmige Kommerzienrath, stolz über die Ehre, die die Tante seiner Tochter anthat, triumphirend dasaß, mit dem Theelöffel spielte und unverwandt dort hinübersah.

Jene Geschichte begab sich in Afghanistan, und wilde Thiere und Reitedromedare spielten darin eine große Rolle. — Der Kapitän, damals noch ein lediger Mann, hatte eine Gesellschaft vornehmer Engländer begleitet, Herren und Damen, worunter eine herrliche, dunkeläugige Miß, und alle Mimen springen lassen, um deren Herz zu gewinnen.

Die Geschichte klang an einigen Stellen so fabelhaft, daß der Lieutenant nicht umhin konnte, die Tante im Stillen der Uebertreibung anzuklagen. „Sie schnurrt,“ dachte er und sah dann Helene von der Seite an, welche mit großen, glänzenden Augen zuhörte.

Der Assessor saß Marie Werner gegenüber, welche mit einer kleinen Arbeit beschäftigt war. Er be-

wunderte deren kleine Hände, mit den feinen, zugespitzten, rosigen Nägeln, das reiche blonde Haar und den hübschen, von Grübchen umgebenen Mund, welche dort ein unbewusstes, neckisches Spiel trieben.

„Auf Ehre, sie ist reizend!“ sagte er sich und fand alle Augenblicke neue Vorzüge dazu, zum Beispiel ihren Augenaufschlag, wenn sie langsam ab und zu die schweren Wimpern hob, welche bläuliche Schatten auf ihre frischen Wangen warfen, und nun das dunkle, glänzende Augenpaar mit einem Ausdrücke von Sanftmuth und Schelmerei auf ihre Umgebung richtete, um gleich darauf hinter jenen Wimpern sich wieder zu verstecken.

Er fühlte wahrhaftig ein lebhafteres Gefühl unter der Weste — oder bildete er sich das nur ein? — Weßhalb denn einbilden? — War die Gesellschafterin nicht eine wirklich reizende Erscheinung? Er brauchte ja nur seine Schwester mit derselben zu vergleichen — wahre Fragen, Vogelscheuchen nach seiner Meinung! — Er verglich sie dann auch noch im Geiste mit verschiedenen anderen Damen seiner Bekanntschaft und sie dünkte ihn reizender, verlockender und pikanter wie jene. — Beim Zeus! sie war eine Schönheit, vermögend außerdem und der Liebling der Tante.

Er dachte dann an seine Lage: im Grunde ging es ihm doch schauderds! . . . Ein Mann mit seinen Gaben und Vorzügen in solcher pitoyablen Situation; mit seinem Vater ewig im Kampf, der im Grunde ihn haßte wegen seines genialen Lebenswandels, bei seinen Oberen schlecht angeschrieben, lauter Esel und Pedanten! . . . Ein armer Teufel war er, der sich nothdürftig durch das Spiel und allerhand andere Kunststücke über Wasser hielt und der, seit die Gläubiger Wind bekommen hatten von der Ankunft der reichen Tante, keinen Augenblick mehr Ruhe hatte. Konnte er der ganzen Mißere nicht mit einem Male ein Ende machen — wenn er heirathete?

Er blickte auf und heftete sein Auge abermals auf Marie. Er studirte sie, kritisch, skeptisch; — aber wahrhaftig, an dem Mädchen war äußerlich kein Mangel, Alles war hübsch, niedlich, frisch und reizend. Karola lobte obendrein ihren Charakter. Marie blickte auf und sah sein forschendes Auge auf sich gerichtet; sogleich begannen die Grübchen um Mund und Kinn zu kommen und zu verschwinden, ein überaus reizendes Spiel. Sie guckte zur Seite, sprach einige Worte mit dem Kommerzienrath und wurde etwas roth. Er sah das sanfte Infamat heraufsteigen, der weiße, volle Hals, Kinn, Wangen und selbst die kleinen Ohren mit den Brillanten wurden nach einander von demselben überzogen. — Sein Herz fühlte eine gewisse Erregung, — er hatte Eindruck gemacht. Seine Eitelkeit feierte einen Triumph. Er hob die schmale Rechte, mit den langen, gepflegten Nägeln kokett zum Bart empor und kräuselte die mageren Spigen desselben.

Er hatte keine Ahnung davon, wie lächerlich und widerwärtig er dem Gegenstand seiner Guld vorkam und wie derselbe sich im Stillen über ihn lustig machte, und das um so mehr, als er nun begann geistreich zu werden, Karola und Frida allerhand Bemerkungen und kleine Geschichten zuzulüftern, welche

sämmtlich vorherrschend an Mariens Adresse gerichtet waren.

Diese hatte, wie erwähnt, schon früher bemerkt, daß der junge Herr einen Anlauf nahm, ihr zu gefallen, heute nun war die Absicht eine so bestimmte, daß Marie ein wenig darüber erschraf. Sie hätte nichts gegen eine kleine Courmacherei in allen Ehren gehabt, zum Beispiel mit dem Lieutenant, aber der dachte an Helene, oder mit dem ersten langen Herrn da, dem Doktor, doch der sprach von blauen Kleidern und erkundigte sich nach ihrer Freundin, der Assessor aber war ihr geradezu widerlich und sie kannte die Gemeinheit seiner Gesinnung; sie verabscheute ihn gründlich und fürchtete den fatalen Menschen. Sie nahm deshalb von demselben und seinen Manövern nicht die geringste Notiz, dagegen reiste in ihrem kleinen Kopfe mehr und mehr jener andere Plan, — der nämlich, ihn grundaussitzen zu lassen, wie die Wiener sagen, zur Strafe für viele Sünden.

Mittlerweile setzte dort drüben die Tante Helene mit allerhand, oft recht indiscreten Fragen zu, welche zu beantworten dem schüchternen, wohlherzogenen Mädchen noch schwerer wurde durch die Gegenwart des Veters. Dann plötzlich wandte sie sich an diesen:

„Warum hast Du verkauft Dein schönes schwarzbraunes Pferd?“ fragte sie diesen.

Den Lieutenant wunderte es, diese Frage schon wieder zu hören.

„Weil ich mußte, liebe Tante,“ versetzte er finster. „Mußte? . . . Es war ein so schönes Pferd, ich sah es mit Freuden.“

Der Lieutenant sah vor sich auf die Erde und antwortete nicht, wohl aber bemerkte er, wie Helene ihn anblickte, denn man fühlt manche Blicke, ohne sie zu sehen. Mitleid und Sorge lagen in den Zügen so deutlich und verrätherisch ausgeprägt, daß selbst die alte Tante sie gewahr wurde.

„Was sagst Du dazu, mein Kind?“ fragte sie plötzlich Helene, „nicht wahr, solch' eine schöne Pferd?“

Helene erröthete und fand nicht sogleich eine Antwort.

Die Tante guckte Einen nach dem Andern an. — Ach, wie gut ahnte sie das Opfer, welches der Sohn gebracht hatte! Ihr kam ein großmüthiger Gedanke.

„Komm,“ sprach sie plötzlich, „gib mir Deinen Arm, mein Sohn, Du bist stark, und Du, mein Kind, komm' mit uns.“

Mit Verwunderung sahen die Andern die Tante mit den Beiden in den Gemächern verschwinden, welche außer dem Doktor sonst noch kein Fuß betreten hatte.

Drinnen blieb die Alte stehen, keuchte, nahm eine Priese Tabak und sprach in einem traulichen Flüsterton:

„Hast gewiß Geld gebraucht — Schulden gemacht? he! . . . Kannst mir's sagen, ich weiß, daß ihr Mannsleute alle nichts taugt. . .“

„Nein, Tante, — die habe ich nicht gemacht — wenigstens. . .“

„Will Dir was sagen — mein Kapitän hat als junger Mensch auch locker gelebt, aber das gibt sich mit den Jahren — werden meistens Alle solide. — Ich

hatte meine Freude an den schönen Thieren und nun hast Du in der Zeit schon zwei davon verkauft.“

„Ja — leider, Tante.“

„Ich aber sehe gern schöne, englische Pferde. — O, ich war früher selbst eine große Reiterin, auf Dromedaren, Elephanten und Pferden, am liebsten auf racers. . . wie der Wind!“

Der Lieutenant und selbst die verständige Helene verbissen sich kaum ein Lächeln: diese Maschine da auf einem Rennpferde, der Gedanke war aber auch gar zu absurd.

„Jetzt ich nicht mehr reiten kann, aber ich sehe gern schöne Thiere. Sehr böß bin ich, daß sie fort sind, die schönsten gerade. — Wuill haben zu sehen wieder englische Rassepferde, so schön wie möglich. — Wuill ich Dir schenken zwei, weil Du bist ein schmucker Junge und gefällst mir.“

Der Offizier schnitt ein ganz besonderes, undefinirbares Gesicht, freudiger Schreck und Widerwillen stritten in seiner Seele. Helene horchte und sah mit verhaltenem Athem ihn an.

„Du bist sehr gütig!“ sprach der Nefte, aber freudig kamen die Worte gerade nicht heraus, trotzdem er ermaß, welches Glück sich ihm hier bot und trotzdem er ein leidenschaftlicher Reiter war.

„O nix da! — alte Leute sind egoistisch! Wuill haben meinen Spaß und Du sollst haben den Deinen, nicht wahr, Kleine?“

„Ja, liebe Tante,“ sprach Helene fest und gab ihrem Geliebten heimlich einen sanften Stoß. „So nimm doch!“ sprach dieselbe. Sie kannte ja nur zu gut seine Lage und wußte, wie schwer er sich von Dagomar getrennt hatte.

„Liebe Tante, — das ist aber eine theure Geschichte,“ hub der Lieutenant also gezwungen an.

„Theuer? — was heißt theuer?“ rief Jene auffchauend.

„Rennpferde kosten viel, viel Geld, liebe Tante, will Egon damit sagen.“

„Macht nichts! . . . bescheiden sein ist gut, aber nicht zu sehr, meine Kinder. Ich bin eure Tante. Will Dir 'mal gern eine Freude machen. — Befehle Dir also, Du gehst hin und kaufst Dir die beiden besten racers, wo Du kannst haben hier, und ich bezahle sie — kosten sie was sie wollen. Ist tausend Pfund Sterling ausreichend? — sonst sage zweitausend, mein Sohn.“

Sie sah ihn lebhaft erröthen. Plötzlich nahm er ihre Hand und führte sie an seine Lippen.

„Du bist wirklich sehr gut, liebe Tante. Ich danke Dir, ich werde aber Deine Güte nicht mißbrauchen.“

Er wunderte sich, welch' eine zierliche kleine Hand in dem Handschuh stak.

„Wirst sie nur mißbrauchen, wenn Du nicht bringst die schönsten Pferde, wo Du kriegen kannst,“ versetzte die Tante nachdrücklich und zog ihn leise am Ohrfläppchen, „wuill sehr schöne, sehr schöne Pferde!“

Egon sah Helenens glänzende Augen, wie gern hätte auch sie der Tante gedankt! Welch' eine schwere Sorge wälzte sich von ihrem Herzen, aber wie konnte sie es thun, ohne sich zu verrathen?

Die Tante watschelte hinaus und ließ sie allein.

Als die Thüre sich schloß, lagen sie sich in den Armen, ohne zu ahnen, daß zwei kluge Mädchen aus einem dunklen Winkel Zeuge dieses Ergusses ihrer Zärtlichkeit wurden.

Gleich darauf kam die Alte wieder herein und steckte Egon ein Päckchen zu.

„Na, Tante, wenn Du befehlst,“ sprach Jener es einsteckend, „dann gehorche ich — dann sollst Du Deinen Willen haben.“

„Necht so! — Und nun laßt uns wieder zu den Anderen gehen. Kein Wort davon! — Guten Arm, liebe Kinder.“

Als die Tante zurückkehrte, waren alle Augen auf sie und die Beiden gerichtet, voll Neugierde oder Neid. Diese rief sich den Doktor heran und begann mit diesem ein Examen.

„Ich habe mir sagen lassen, Du bist ein großer Arzt,“ begann sie, ihn fest in die Augen sehend.

Der Doktor konnte seinen Widerwillen gegen die indische Tante nicht los werden. Man kann weit her kommen und alt sein, braucht sich aber deshalb nicht lächerlich zu machen. Und dann der Tabak und der Grog und die rauhe Stimme und die Schminke, denn auch diese bemerkte sein scharfes Auge, trotzdem die Tante wohlweislich im Schatten saß.

„In Bezug auf das Maß meines Körpers — ja,“ versetzte er ernsthaft.

Es machte Elisabeth ein eigenthümliches Vergnügen, den großen, gesetzten Mann unter dem Schutze ihrer Verhüllung ein wenig zu peinigen.

„Deine Mutter, meine liebe Cousine Jenny, war eine sehr schöne Frau. — Ich finde, daß Du ihr ähnlich siehst,“ sprach sie trocken.

Er zog ein wenig die Brauen zusammen und erwiderte:

„Das freut mich, Tante.“

„Wie alt bist Du?“

„Zweihunddreißig Jahre.“

„Und bist noch ohne Frau? — Hat Dein Herz niemals Feuer gefangen für die Ladies?“

„Bis jetzt noch nicht.“

„Wunderbar!“

„Ich finde dabei nichts Erstaunliches: ein Arzt sieht die Frauen mit anderen Augen an, als andere Leute. Außerdem, ich hatte niemals Zeit, an so etwas zu denken.“

Wie Marie und Karola herüberschauten, als er dieß mit seiner sonoren Stimme ruhig, fast geschäftsmäßig erwiderte.

„Ich will Dir was sagen: wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang, spricht der Dichter.“

„Danke, liebe Tante.“

„Und ich will Dir noch etwas sagen, ich will Dich zu meinem Hausdokter machen.“

„Darauf muß ich leider verzichten.“

„Wie? . . . Ich bezahle Dich gut!“

„Davon ist nicht die Rede; aber Sie sind eine alte Dame und ich finde es daher, verzeihen Sie mir, passender, wenn Sie sich einen älteren Mann zu Ihrem Hausarzt wählen.“

„Well! . . . das ist stark!“ rief die Tante entriistet, während die Anderen erschrocken herübersahen.

„Ich würde Ihnen vor allen Dingen eine dem hiesigen Klima angemessene Kleidung verordnen und den Genuß aller Stimulationen verbieten, das würde Ihnen vielleicht nicht genehm sein.“

„Ganz gewiß nicht, Du großer Unhold.“

Hier fing der Doktor herzlich an zu lachen, erhob sich und setzte sich zu Marie, um mit einer gewissen Hartnäckigkeit auf's Neue von ihrer Freundin mit dem blauen Kleide zu sprechen.

„Herr Doktor, Herr Doktor! — ich glaube gar, meine Freundin hat Eindruck auf Sie gemacht, trotz dessen, was Sie soeben Mrs. Macduff sagten!“ neckte ihn diese.

„Warum soll ich das leugnen?“ versetzte er freimüthig, „es ist ein Gesicht, was man so leicht nicht wieder vergißt.“

„Ich danke Ihnen im Namen Elise Wild's. — Natürlich wird sich dieselbe unendlich geschmeichelt fühlen, wenn ich ihr das mittheile.“

„Bitte, thun Sie das nicht,“ unterbrach er sie ruhig, „aber thun Sie etwas Besseres, geben Sie mir die Gelegenheit, sie zu sehen.“

„Herr Doktor! — was denken Sie von mir?“ versetzte die Schalkhafte, sich ganz in ihre weibliche Würde hüllend, dann aber plötzlich strahlte sie ihn offen und heiter an aus ihren schönen Augen, — der Assessor wurde ordentlich grün vor Zorn, — und sprach:

„Nun, — am Ende thue ich damit ja nichts Unrechtes. Aber wie und wo sollen wir Ihnen begegnen?“

„Ich bin ein steter Besucher des Theaters,“ versetzte der Doktor eifrig, mit einem dankbaren Blicke, „vielleicht . . .“

„Und auf welchem Plage pflegen Sie zu sitzen?“ unterbrach sie ihn.

„Parketplatz links, die dritte Reihe, hart am Eingang.“

„Herr Doktor, — ich werde thun, was in meinen Kräften steht — aber ich wasche meine Hände in Unschuld.“

„Ihre Freundin ist doch ledig?“ fragte der Doktor erschrocken.

„Durchaus!“ versicherte Marie mit einer kleinen Verbengung und die Hand auf's Herz legend.

„Meinen Dank . . .“

Hier unterbrach der Tante Stimme das leise geführte Gespräch. Dieselbe hatte sich erhoben — wie sich herausstellte zu einem Speech und zu einem höchst sonderbaren noch dazu.

„Liebe Freunde und Verwandte,“ sprach sie mit seltsamen Kopfbewegungen, „ich bin müde und will zu Bett. Vorher aber möchte ich noch richten an euch einige Worte . . . Ich habe vergessen allen Kummer und früheres Unrecht und bin gekommen als eine einsame Frau zu euch, ohne Arg. — Nun aber finde ich meinen nächsten Verwandten in Streit und Uneinigkeit, was mir macht großen Kummer und viel Sorge. Denn wuenn ich nun sterben sollte, so wäre mein Geld ein neuer Grund zu Feindschaft und thäte nur Böses, nichts Gutes. Das betrüben mir sehr! — Ich möchte euch deshalb ermahnen, fortan in Frieden zu leben, als gute Verwandte,

was Eines dem Andern beisteht, und möchte euch bitten, euch jetzt zu versöhnen, das Geschehene zu vergessen. — Zum Zeichen dessen bitte ich, daß ihr euch umarmt wie Brüder, ihr Beide, Konrad und Leopold, und daß eure Kinder euer Exempel befolgen.“

Die Gesichter der Zuhörer waren geradezu zum Malen: Ueberraschung, Abscheu, Spott und Zorn drückten sich in allen Nüancen in denselben aus, so deutlich wie eben ein menschliches Antlitz die Empfindungen der Seele wieder spiegeln kann. — Es entstand ein Aufruhr, ein inhaltsvoller Augenblick des Zauderns dann, man maß sich mit finsternen, ungewissen Blicken, ein Jeder erwartend, daß der Andere den ersten Schritt thäte, und doch mit einem Gefühle des Grimmes diese Initiative erwartend.

Die Tante mit den fünf Millionen stand so imponirend da und hatte so deutlich mit dem Zaunpfahle gewinkt soeben, geschehen mußte etwas, aber man wollte auch hiebei den alten Troß bewahren. Am interessantesten war der Kampf zwischen den feindlichen Brüdern; diese ahnten nicht, mit welchen scharfen Augen und mit welchem Interesse jene Pagode dort sie Beide beobachtete.

Der geldgierige Kommerzienrath hatte zuerst einen gelinden Krampfanfall, bei dem bloßen Gedanken, seinem hochmüthigen Bruder die Hand zu reichen, dem Herrn von Steinfurt. Wie ein Blitz fuhr ihm Alles durch den Kopf, was er an Demüthigungen und Anfeindungen durch ihn und seine Familie erlitten hatte, aber ein Blick auf die fünf Millionentante und sein Gesicht verzerrte sich zu einem bitter-süßen, schadenfrohen Lächeln. — Was für eine Gewalt der stolze Konrad sich anthat . . . seine hohe, glatte Stirn färbte ein helles Roth!

Jetzt sah er diesen mit ruhiger Würde, gesenkten Hauptes auf sich zukommen und augenblicklich setzte er sich nun selbst in Bewegung, denn ein Zaudern konnte ihm theuer zu stehen kommen, die alte Dame mußte ja am Schlagfluß sterben, bei ihrer Art sich zu kleiden und bei den vielen Toddies, vielleicht schon in den nächsten Tagen. — Die beiden feindlichen Brüder trafen aufeinander und drückten sich die Hände.

Von den Kindern hatte bisher nur der Lieutenant sich Helene genähert; es wurde ihm das nicht schwer. „Umarmt euch, liebe Vettern!“ gebot die Tante mit pathetisch erhobener Hand. — Die beiden Männer — mit welchen Empfindungen, das weiß Gott — drückten sich gegenseitig an die Brust und küßten zweimal, rechts und links die Luft. Aber auch der Lieutenant befolgte zu Frida's unennbarem Entsetzen jenen Befehl buchstäblich und umarmte seine hübsche blonde Cousine, welche tief erröthend den Kuß zurückgab und dann die Augen niederschlug und beschämt zu Boden sah.

„Thank you, meine Lieben! Ich werde euch das nicht vergessen,“ rief die Tante, und die beiden Brüder, der Präsident die Rötthe der Scham auf den hageren Wangen, der Kommerzienrath mit einem halb hämischen, halb verlegenen Lächeln traten zurück.

„Nun ihr Andern — wie wird es?“ rief die Alte.

Der Doktor lehnte ruhig, die Hände auf dem Rücken, an einem Möbel und schaute dieser Komödie zu, kalt und ohne mit der Wimper zu zucken. Er

sah, wie Karola ohne Wanken hinüberging zu ihrem verhassten Onkel und ihm die trockene, schmale Hand reichte, wie sie Helene küßte, als gäbe sie ihr einen Schnabelhieb, so kurz und hastig, und wie sie dann auf ihn selbst zukam.

„Wir waren ja wohl niemals Feinde, Cousine,“ versetzte er mit einem gutmüthigen Lächeln, deshalb ist eine Versöhnung zwischen uns nicht nöthig.

Sie schaute zu ihm auf, murmelte ein: „Das ist sehr freundlich von Dir,“ und trat wieder neben ihren Vater.

Helene kam herüber, sah freundlich mit ihren großen, blauen Augen zu dem Präsidenten auf und bat: „Deine Hand, lieber Onkel.“ Ihre Stimme klang dabei so sanft, ihr Auge schimmerte so hold, außerdem, in dem Herzen des alten Herrn war heute ein solcher Aufruhr der Gefühle, er beugte sich nieder und kaum that er das, so fühlte er zwei weiche, warme Lippen auf seiner Wange und hörte die leise geflüsterten Worte:

„Lieber Onkel — vergiß und vergiß!“

Etwas Seltsames, höchst Auffallendes geschah: der stolze Mann hielt die Hand der Nichte fest, und fuhr ihr leicht über das volle, krause Haar. — Er sah sie an und fand, daß sie lieblich war. Eine milde Regung kam über ihn, er schüttelte leise die zarten Finger, er sah, wie reizend diese, ungeahnt und ungekannt, neben ihm, an demselben Stamme erblühende Knospe sich entfaltete, seine Augen bekamen einen guten Ausdruck und er murmelte: „Du bist ein gutes Kind, Helene.“

Mittlerweile hatte der Dragoner dem Onkel mit festem Drucke die Hand geschüttelt. Mit einem Blick auf die Tante ward dieser Druck erwidert, dann kamen zögernd Frida und der Diplomat und dann versöhnte sich die jüngere Generation, natürlich Alles nur zum Schein, — bis endlich die große Versöhnungsfeier auf Kommando vorüber war.

„Ich danke euch, meine lieben Verwandten,“ sprach die Tante noch einmal mit Nachdruck, „ich werde es nicht vergessen. Diese Stunde war für mich alte Frau eine sehr freudige.“

Sie sah sich im Kreise um, nickte Allen zu, wobei die Federn an ihrem Turban höchst lächerlich hin und her schwankten, und ging, gestützt auf John, mit mühsamen, kleinen Schritten in ihr Zimmer. — Kaum war sie hinaus, so wechselte die Szene, und kaum hatte sich die Gesellschafterin dann schnell empfohlen, so änderte sie sich noch mehr: lauter höhnische, feindliche Gesichter, wohin man sah.

„Komm', mein Kind!“ befahl der Onkel Leopold; „gute Nacht, Doktor!“ damit war er zur Thüre hinaus. Noch schneller wie er hatte sich der Präsident entfernt. Gleich darauf empfahlen sich der Doktor und der Lieutenant, dem der Boden unter den Füßen brannte, weil er nach dem Klub wollte, um womöglich den Dagomar heute noch wieder zu acquiriren, und so blieben nur Karola, Frida und der Assessor zurück.

Frida war in der übelsten Laune über Rothkirch's Brief und daß sie in einem Antwortschreiben ihm die bittersten Vorwürfe gemacht hatte, hatte ihr böses Herz noch lange nicht erleichtert; sie begab sich

nach einigem Schwanken auf ihr Zimmer, noch einmal zu schreiben, die ganze Schale des Zornes über den Treulosen auszuschütten. So blieben Egbert und Karola allein und vertieften sich alsbald in ein höchwichtiges Gespräch, dessen Gegenstand vor Allem Marie Werner war.

Karola billigte, obgleich sie wie alle Parvenüs unendlich abestolz war, den Plan ihres Bruders vollkommen und zweifelte nicht an dessen Gelingen, denn sie war von den Vorzügen desselben vollkommen überzeugt. Die junge Dame konnte sich ja nur geehrt fühlen, in ihre Familie hinein zu heirathen. Sie war auch der Meinung, daß ihr Vater diesen Entschluß billigen würde, und haute bereits ihre Pläne auf diesen trügerischen Grund. Wenn Marie auch nur die hunderttausend Thaler hatte, — Gott,

wie leicht man in Indien doch reich werden konnte! — so war das ein Glück für sie Alle, ganz abgesehen von der Gunst der Tante. Man konnte mit dem Gelde die Schulden bezahlen, diese unerträgliche Last abwälzen und mit dem Rest immer noch anständig leben. — Sie Alle würden aufathmen, wenn dieser Alp erst von ihrer Brust gewälzt wäre, vor Allen der Vater. Unter dieser Bedingung würde derselbe auch gern die Geschichte in der Zeitung und andere viele Dinge noch vergeben und Egbert zu Verstand kommen.

Sie redete ihm in Folge dessen lebhaft zu, seine Bemerkung fortzusetzen und möglichst bald mit seinen Absichten hervorzutreten. Dann schüttelten sie sich die Hände und trennten sich.

(Fortsetzung folgt.)

Senilleton.

Mosaik.

Professorenwit. Wie gewisse Universitätsprofessoren jede innere oder äußere Veranlassung zu einem perennirenden Witze auszubenten pflegen, der sich an geeigneter Stelle wie der Donnerschlag auf den Blitz mit unfehlbarer Konsequenz einzustellen pflegt, so hatte auch der bekannte ehemalige Heidelberger Professor Zacharia einen derartigen „Witz auf Lager“, den er mit eiserner Beharrlichkeit aus Veranlassung seiner in seltenem Umfange ausgebildeten Glaxe an die ihn behandelnden Haarärzte mit Erfolg auszulassen nie zu unterdrücken vermocht haben soll. Während eines gelegentlichen Ausenthaltes in der Hauptstadt traf ihn indessen doch einmal das Mißgeschick, der „Reingefallene“ und „Gemeierte“ zu sein, wie er das in Freundeskreisen mit Vorliebe erzählte. Er betritt das „großstädtische“ Haarschneidelabinet, um sich die wenigen Nackenhaarfragmente, die ihm noch geblieben, auf deren eingebildete „Fülle“ er aber nach Kahlkopfsart bei alledem noch eitel war, kürzen zu lassen. Nachdem er Platz genommen und sich bereits unter der Scheere befindet, hebt er wie gewöhnlich mit seiner oft erprobten „Anzapfung“ blinzeln an: „Hm, so ein vollendeter Kahlkopf — große Seltenheit, he? Interessirt Sie gewiß! Lernen dabei, junger Mann! Hoffe, bei Ihrer geringen Mühe, lieber Freund, hoffe zuversichtlich, daß mir die wenigen Haare für den halben Preis geschnitten werden, — nur dahinter, wie?“ — „Mein Herr,“ versetzte zu maßlosem Erstaunen des verblüfften Gelehrten, der seine bestrickende Professorenlogik nie noch hatte scheitern sehen, der geliebte Haarärztlein, sich mit dem ganzen Stolz seines schneidigen Berufes in die Brust werfend, „wenn wir auf diejenigen Haare, welche uns zur Behandlung anvertraut werden, wie in diesem Falle gewissermaßen erst eine förmliche Suche anzustellen und quasi einer Einzelkonfur zu unterziehen haben, pflegen wir stets das doppelte Honorar für solche Parforceleistung zu beanspruchen.“ — Seit dieser Stunde soll Zacharia auf die fernere Verwerthung seines „haarigen“ Witzes für immer Verzicht geleistet haben.

Mutiger Trost. „O, o, mein bester Herr!“ schreit eine arme Mulderin unter den operirenden Fäusten eines Tölpels von Zahnarzt, „das ist nun schon der zweite falsche Zahn, den Sie mir gezogen haben. Es ist gräßlich!“ Der Dentist erbleicht, faßt sich aber schnell und versetzt tröstend: „Bedaure in der That, meine Gnädige, bedaure aufrichtig! Da aber nur drei Zähne in dem kranken Kiefer überhaupt vorhanden waren, als ich begann, so können Sie vollständig darüber beruhigt sein, daß ich jetzt den rechten treffe.“

In eigener Schlinge. Eine Dame hatte in ihren Diensten ein vortreffliches Mädchen, welchem nur ein einziger Fehler nachgesagt werden konnte: das biedere Wesen war Allem, was wie Seife ausah oder nur entfernt an den neuesten Maßstab der Kultur erinnerte, spinnefeind und stand mit der „Propretät“ überhaupt auf gespanntem Fuße. Die zarbesaitete Hausfrau, welcher die „schmuddelige Visage“ der treuen Seele schon oft geheimen Kummer verursacht hatte, grübelte lange darüber nach, wie sie dem Mädchen, ohne dasselbe zu kränken, beibringen sollte, daß es sich das Gesicht ordentlich rein wäsche. Auf die List, auf die sie schließlich versiel, bildete sie sich große Stücke ein. „Weißt Du, Brigitte,“ bemerkte sie eines Tages in vertraulichem Tone, „daß Du von Tag zu Tag schöner werden würdest, wenn Du Dein Gesicht nur zweimal täglich mit warmem Seifenwasser waschen könntest?“ — „Was Sie sagen, Madame,“ versetzt das verschmigte Frauenzimmer mit anscheinend stupider Miene, „dann wundere mich nur, daß Sie das nie versuchten!“

Die größten Kirchen der Welt. Der St. Petersdom in Rom faßt 54,000 Menschen. Nächst diesem kommt die Kathedrale in Mailand mit 37,000, die Paulskirche in Rom mit 36,000, der Kölner Dom mit 30,000. In diese reihen sich die St. Paulskirche in London und die Petroniuskirche in Bologna, jede für 25,000 Personen Raum, die Aja Sophia in Konstantinopel für 23,000, St. Johann im Lateran für ebensoviel, die Stephanskirche in Wien und der Dom zu Pisa für je 12,000. Die Kirche des heiligen Dominus in Bologna für 11,400, die Frauenkirche in München für 11,000 und die Markuskirche in Venedig für 7000, die St. Patrickskathedrale in New-York für 18,000 Menschen.

Niemals selbst. Der große Musiker Felix Mendelssohn war bekanntlich ein Enkel des großen Philosophen Moses Mendelssohn, welcher zwei Söhne hatte. Der jüngere, Abraham, gründete ein Bankgeschäft, welches noch existirt, und dessen Sohn war Felix. Als Abraham starb, sprach er zu Denjenigen, die sein Todtenbett umstanden: „Ich beklage nur eines, da ich aus diesem Leben scheide, und das ist, daß ich in den Zeitungen nicht ein einziges Mal mit meinem Namen genannt wurde.“ Und in der That sollte auch nach seinem Tode dieß nicht geschehen. Denn während er in der ersten Hälfte seines Lebens „der Sohn Mendelssohn's“ genannt wurde, nannte man ihn in der zweiten Hälfte „den Vater Mendelssohn's“, und in dieser Form wurde von den Zeitungen auch sein Tod angezeigt.